

Die Schwalm

Reinhold Gerhold,
nach einer Ausarbeitung von Helmut Momberg



Vom Naturgewässer zum regulierten Flusslauf

Ein bestimmendes Element unserer Heimat ist die Schwalm. Sie entspringt in Mittelhessen, am Nordrand des Vogelsberges. Ihre Quelle befindet sich in der Nähe von Meiches auf etwa 500 Meter ü. NN.

Bei Schrecksbach erreicht sie den Schwalm-Eder-Kreis. Östlich am Kellerwald vorbei, Borken und Wabern passierend, erreicht sie unsere Gemarkung und fließt bei Altenburg auf 158 m ü. NN in die Eder.

Noch bis vor 70 Jahren war die Schwalm in unserer Feldflur ihre eigene Herrin. Sie hatte sich ihr Flussbett selbst gestaltet. In vielen fla-

chen Windungen schlängelte sie sich durch das Tal, die breite „Wabernsche Ebene“, und machte es zusammen mit der Eder zu einem äußerst fruchtbaren Gebiet. An manchen Stellen hatte sich ein breites Flussbett mit geringer Wassertiefe ausgeschwemmt, das man im Sommer bequem durchwaten konnte. Natürlich lud der friedliche Fluss auch gern zum



Harle wurde immer wieder von Hochwassern geplagt. In dieser Aufnahme aus den 1930er Jahren ist der alte Schwalmverlauf noch gut erkennbar.

Baden ein. Unterhalb der Furt zog die Schwalm bis etwa 1938 eine große Schleife um den „Rümmel“. Dort war im Frühling und Sommer das Paradies der Harler Gänse. Ganze Scharen tummelten sich auf der Schwalm und unter den schattigen Obstbäumen. Die Fluss-schleife führte bis an den Ort Harle heran. Hiernach wurde der Flussverlauf gerader. Erst kurz vor Erreichen der Gemarkung Rhünda waren neue Windungen, die den Ablauf des Wassers hemmten.

Die Schwalm und die Wabernsche Ebene gehören zusammen. Ohne die Schwalm würde es die fruchtbare Talniederung „Wabernsche Ebene“ nicht geben. Aber bei Hochwasser – alljährlich zur Schneeschmelze und zur großen Regenzeit im Herbst – war die Schwalm alles andere als nutzbringend. Durch die vielen Windungen und den dadurch lang-

sameren Ablauf trat sie über ihre Ufer und überschwemmte Wiesen und Felder.

Als Versuch der teilweisen Verhinderung von Überschwemmungen wurden in den Jahren 1936 bis 1939 zwei große Durchstiche unternommen. Wie sich die Hochwassersituation vor den ersten Regulierungsmaßnahmen darstellte, ist auf dem Foto am Beginn des Beitrages gut zu sehen. Die Harler Wiesenebene war eine Wasserfläche.

Der durch die erste Flussbegradigung in der Flur „Umgang“ lahmgelegte Flusslauf beginnt nördlich des „Rümmel“, windet sich nach rechts (Süd-Ost) und erreicht den Verbindungsweg Harle–Wabern und somit den westlichen Ortsrand des Dorfes.

Die in den Jahren 1936 bis 1939 unternommenen beiden Durchstiche wurden von dem ehemaligen „Reichsarbeitsdienst“ (RAD)

durchgeführt. Arbeitsbeginn war der 5. Juni 1936, abgeschlossen wurden die Arbeiten im Oktober 1939.

Durch beide Begradigungen des Flusslaufes und den Ausbau der Uferböschungen von der Harler Mühle bis zur Mündung in die Eder ist ein beschleunigter Abfluss des Schwalmwassers erreicht worden.

Von dem bisherigen Flussverlauf blieben zwei große Windungen als stillgelegte Flussbette übrig. Zum Teil diente das stillgelegte Flussbett als Schuttabladeplatz. Nachdem es aufgefüllt worden ist, gewann der früher als Gänsehude genutzte Rümmel so viel Fläche, dass mittlerweile ein Sportgelände dort geschaffen werden konnte.

Ein weiterer Abschnitt des alten Flussbettes ist vom Anglerverein als Fischteich ausgebaut worden. Verblieben ist ein Stück bis zum



Männer des Reichsarbeitsdienstes beim Anlegen des neuen Schwalmflusslaufes bei Harle.



Dieser schmale Steg, genannt die „Specke“, diente bis 1940 als Schwalmüberbrückung, am Rümmel gab es eine Furt für die Fuhrwerke.

begradigten Flussbett, durch welches das Wasser aus dem Fischteich abläuft.

Die alte Holzbrücke von 1940

Auf dem Weg durch die Wabernsche Ebene berührt der Fluss die Harler Mühle. Hier wird er durch ein natürliches Wehr gestaut. Etwas weiter unterhalb des Wehres überbrückte ihn bis 1940 ein Holzsteg, der nur einseitig durch ein Holzgeländer abgesichert war. Hochwasser hat den Holzsteg fast immer mitgerissen. Nach Rückgang der Flut wurden die einzelnen Teile, soweit sie sich an Weidensträuchern gestaut hatten, wieder neu zusammengebaut. Der so wiedererrichtete Steg wartete auf das nächste Hochwasser. Erst im Jahre 1940 ist eine mit Fahrzeugen befahrbare

Holzbrücke errichtet worden. Wenige Meter flussabwärts mussten bis zum Bau der Holzbrücke die Fuhrwerke durch eine Furt, um zur Mühle oder auf den Verbindungsweg nach Wabern zu gelangen. Das war aber nur möglich während der Sommerzeit, wenn der Wasserstand niedrig war. In der kalten Jahreszeit und bei höherem Wasserstand mussten Mühlenfahrzeuge einen Umweg von etwa vier Kilometern in Kauf nehmen. Dieser führte über die Bundesstraße 254 und über den Verbindungsweg aus Richtung Wabern.

Durch den Krieg war 1940 eine österreichische Pioniereinheit der Wehrmacht in Harle einquartiert. Um sich übungsmäßig und gleichzeitig nützlich zu betätigen, hatten sie den Bau der Brücke übernommen. Das Holz

dazu lieferte der Harler Wald. Die Brücke war so stabil gebaut, dass sie jedem Hochwasser trotzen konnte.

Die bis dahin durchgeführten Regulierungsarbeiten reichten nicht aus. So beschlossen die Verantwortlichen Ende der 1950er Jahre einen umfassenden Plan zum Hochwasserschutz an der Schwalm.

Für die Umsetzung der Maßnahmen zur Schwalmregulierung wurde am 6. Dezember 1962 der Wasserverband Schwalm gegründet. Vorsitzender wurde der Landrat des Kreises Fritzlar-Homburg, August Franke, aus Harle gehörte Bürgermeister Johannes Sämmler zu den Mitgliedern. Im Bereich der Harler Mühle sollten die Arbeiten zur Schwalmregulierung beginnen.



Im Jahr 1940 wird der Holzsteg „Specke“ durch eine breitere Holzbrücke ersetzt. Die Arbeiten werden von einer Österreichischen Pioniereinheit ausgeführt. Im rechten Bild die Brücke nach zirka 20 Jahren, kurz vor ihrem Abriss.

Stauklappe mit Flutmulde

Für einen gleichbleibenden Stau, der auch für den Grundwasserstand der Wiesen und Weiden in der Wabernschen Ebene von Bedeutung ist, soll das Stauklappenwehr in der Nähe der Harler Mühle sorgen.

Der Schwalm, die hier weit ausholt und nahezu einen Halbkreis beschreibt, wird die Lust am Überschwemmen von Wiesen genommen, indem man diesen Bogen durch eine 300 Meter lange Flutmulde abschneidet. An ihrem Überlauf übernimmt eine bewegliche Stauklappe die Absicherung. Die Stauklappe hat eine Breite von etwa 25 Metern und eine lichte Weite von 20 Metern.

Die neue Wirtschaftswegebrücke

Zum Umfang des ersten Bauabschnittes gehörte auch die Errichtung einer neuen Wirt-

schaftswegebrücke über die Schwalm. Dies war notwendig geworden, weil die alte, baufällige Holzbrücke den heutigen Verkehrsverhältnissen nicht mehr gewachsen war. Im

Folgende Arbeiten beinhaltet der 1. Bauabschnitt:

- Profilmäßiger Ausbau der Schwalm von der Brücke der B 254 bis unterhalb der Harler Mühle.
- Herstellung einer 300 Meter langen Flutmulde.
- Bau einer beweglichen Stauklappe von rund 20 Metern lichter Weite.
- Errichtung einer neuen Wirtschaftswegebrücke über die Schwalm im Zuge des Verbindungsweges von Harle nach Wabern.

Laufe der Jahre verwitterte die Holzbrücke mehr und mehr. Das Problem eines Brückenneubaus wurde immer dringender, weil der Verbindungsweg zwischen Harle und Wabern besonders von Fußgängern und Radfahrern benutzt wurde.

Das neue, saubere Flussbett wird nun durch eine 36 Meter lange Brücke überspannt, die eine Tragkraft von 40 Tonnen und eine Breite von 4,50 Meter hat. Sie wurde in Spannbeton mit 28 Meter lichter Weite nach modernsten Gesichtspunkten erbaut und passt sich gut der Landschaft an. Mit ihr und dem Ausbau des Flussbettes hat die Landschaft um die Harler Mühle nun ein deutlich verändertes Gesicht erhalten.

Das neue Schwalmprofil

Für den profilmäßigen Ausbau der Schwalm



Beim Bau der beweglichen Stauklappe, an die sich die 300 Meter lange Flutmulde anschließt. Rechts: Das neue Schwalmprofil entsteht.

wurden Bodenbewegungen von rund 31000 Kubikmetern eingeplant.

Zunächst wurde die neun Meter breite Sohle ausgehoben und die Kolke, so werden die ausgewaschenen Wasserlöcher in der Flusssohle genannt, aufgefüllt. Im Verhältnis 1:3 (Höhe zur Breite) legte man die beiderseitigen Uferböschungen an. Zur Befestigung der tief ausgekofferten Ufer hat man sie bis in die Höhe der Mittelwasserlinie mit Steinpackungen belegt. Der Basalt kommt aus einheimischen Brüchen, vornehmlich aus Mosheim/Ostheim und Rhünda. Die Basaltschicht hat eine Höhe von zirka 35 Zentimetern.

Rasenplatten aus „Holland“

Die oberhalb der Basaltschicht verwendeten Grasmatten sollten laut der Planung aus den Niederlanden eingeführt werden. Dort hatte

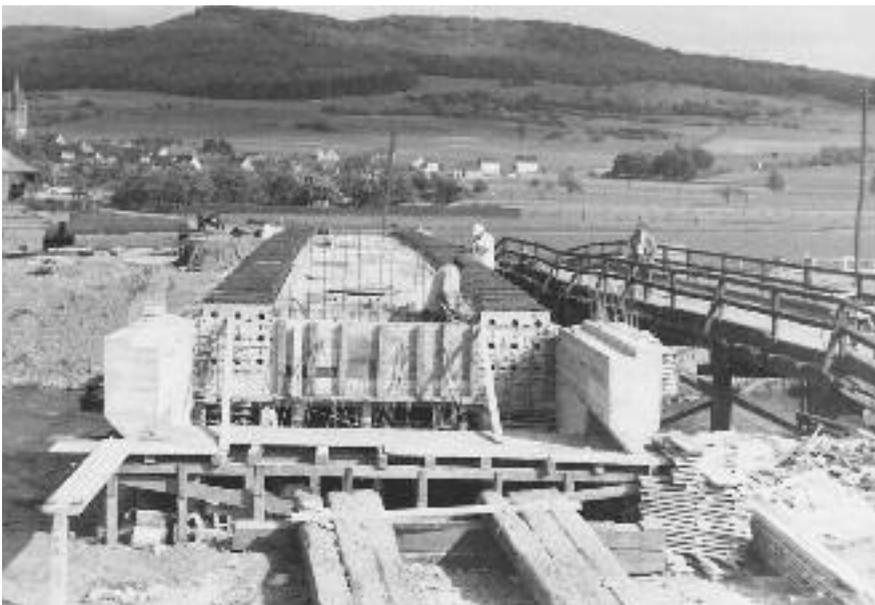
man ein Spezialverfahren zur Befestigung der Deiche mit Rasenmatten entwickelt. Man entschloss sich aber schon bald dazu, die Grasmatten der Wiesen zu verwenden, denn durch das Anlegen des neuen Flusslaufes sind zahlreiche Rasenflächen angefallen. Nachdem durch ein Gutachten über die Bodenverhältnisse und Gräser die Anwendung des Spezialverfahrens als geeignet erschien, konnte die vorgesehene holländische Firma die Schwalmwiesen „kahlscheren“.

Der Uferbewuchs wurde nur soweit entfernt, wie es notwendig war, um die Arbeiten ohne irgendwelche Behinderung ausüben zu können. Die Hecken und Sträucher behandelte man so, dass sie im nächsten Jahr schon wieder ausschlagen konnten. Auch die meisten Bäume mit mehr als 10 Zentimetern Stammdurchmesser blieben stehen. Außerdem

wurde damit gerechnet, dass der Schilfbewuchs nach einiger Zeit wieder einsetzt. Im Übrigen wurde ein Landschaftsgestalter beauftragt, die Ufer des bisher regulierten Teiles der Schwalm mit Büschen, Hecken und Weiden neu zu bepflanzen. Man wollte schließlich verhindern, dass die regulierte Schwalm den Eindruck eines Kanals bietet.

Nachbetrachtung

Anfang August 1964 waren die Arbeiten des ersten Bauabschnitts soweit vollendet, dass der Damm, der den alten Lauf der Schwalm oberhalb der Harler Mühle von der Flutmulde trennt, durchstochen werden konnte. Die Stauklappe wurde hochgezogen. Aber erst – wie vorgesehen – als sie sich umlegte, kam das Wasser in die 300 Meter lange Flutmulde geflossen, um schließlich von da aus wieder in



Während der Bauphase der neuen Brücke, daneben die alte Holzbrücke.



Die 1964 erbaute massive Brücke aus Stahlbeton über die Schwalm.

das alte Flussbett zu strömen. Damit waren die hauptsächlichsten Arbeiten des ersten Bauabschnitts vollendet.

Es kann festgestellt werden, dass die Flutmulde sich im Falle von Hochwasser als zweckmäßig erwiesen hat. Aber erst mit den dann folgenden Hochwasserschutzmaßnahmen

wie beispielsweise den Regulierungsarbeiten am Mündungsgebiet der Efze sowie dem Anlegen der Rückhaltebecken bei Treysa-Ziegenhain, Heidelbergbach und die Antriftalsperre konnten die meisten Hochwasserereignisse abgemildert werden. Gänzlich verhindern konnten aber auch alle Baumaß-

nahmen nicht, dass die Schwalm hier und da über die Ufer tritt. Über die Sinnhaftigkeit dieser ganzen Regulierungsmaßnahmen können erst die nachfolgenden Generationen urteilen. Von diesen erheblichen Eingriffen in die Natur konnten sich die Flora und Fauna an der Schwalm wieder erholen.



Der alte Schwalmarm um 1950.

Die Geschichte der Harler Mühle

Inge Homburg, Reinhold Gerhold



Wo heute Turbinen zur Stromerzeugung laufen, hat viele Jahrhunderte lang „die Mühle am rauschenden Bach geklappert“, wie es in dem alten Volkslied heißt.

Die Geschichte der Harler Mühle ist untrennbar mit dem Namen Metz verbunden, denn seit 1560 haben die Familie Metz und ihre Nachfahren in 14 Generationen bis 1957 die Mühle bewirtschaftet.

Viele eingesessene Familien in Harle sind mit den Metzen der Harler Mühle verwandt (z.B. Metz, Ast, Ebert, Rößler, Apel, Dilcher, Lohr, Hansmann, Freudenstein, Gerhardt). Dass die Geschichte dieser Mühle so gut erforscht ist,

verdanken wir der Tatsache, dass eine Familie über so viele Generationen dort gelebt hat, denn ein Nachfahr, Arnold Metz aus Lohfelden, hat die Familiengeschichte Metz erforscht und 1972/1974 ein zweibändiges Werk veröffentlicht, welches als Quelle für den folgenden kurzen Abriss dient.

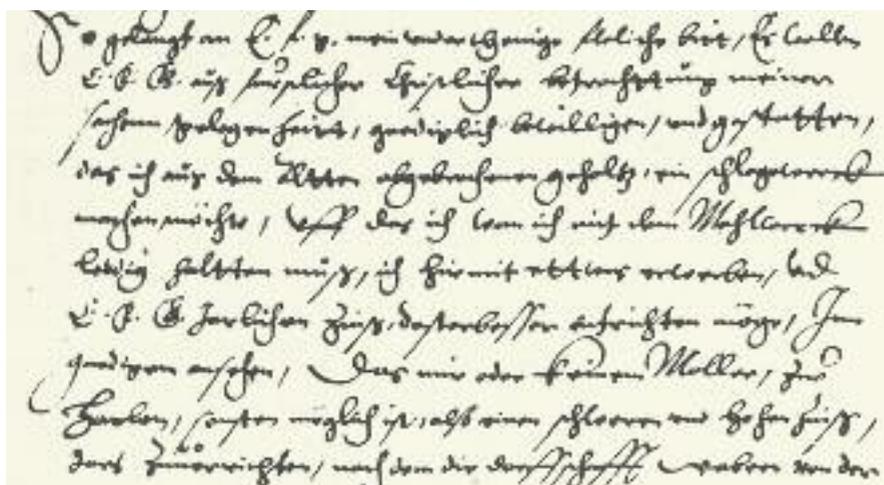
Wassermühlen gab es etwa seit dem 11. Jahrhundert. Wann genau die Harler Mühle entstand, ist unbekannt; es gab sie jedoch schon seit längerer Zeit, als Hans und Curt Hennmöller am 10. März 1560 ihre Erbgerechtigkeit an der Harler Mühle an Adam Mezen und seine Frau Anna verkauften.

Zu der Zeit gab es Pachtmühlen, Eigentums-mühlen und Erbleihmühlen. Pachtmühlen wurden alle sechs Jahre neu versteigert. Ein landgräflicher Erbleihmüller hatte die Mühle zu Lehen für sich und seine Nachkommen. Er musste jährlich einen bestimmten Zins in Form von Getreide zahlen sowie andere Naturalien liefern, z.B. Schweine. Dafür bekam er auf Antrag vom Landgraf Holz und Baumaterialien. Wenn der Müller verstarb, bekam sein Erbe einen neuen Erbleihbrief gegen Zahlung einer bestimmten Summe, des sogenannten „Weinkaufs“.

1. Adam Metze

(geb. um 1519)

Ob er wirklich aus dem Dorf Metze stammte, wie sein Name sagt, ist nicht eindeutig belegt. Adam Metze hatte zunächst in die Bischhäuser Mühle eingeheiratet. Da die Ehe kinderlos blieb, zog er nach dem Tode seiner Frau nach Harle, wo er einige Zeit als Bauer lebte. Dort heiratete er Anna, über deren Herkunft nichts bekannt ist, und kaufte 1560 die



“so gelangt an E. F. G. mein underthenige flehentliche Bitte, es wollen E. F. G. aus fürstlicher Christlicher Betrachtung meiner Sachenn Gelegenheit gnediglich bewilligen und gestatten, das ich aus dem altten abgebrochenen Gehöltz ein Schlagewerk machen möchte, auf das ich, wenn ich mit dem Mahlwerk leddig halten muß, ich hiermit etwas erwerben und E. F. G. jerlichen Zinß desto besser entrichten möge...”

Wortlaut eines Briefes des Cumpfel Metze, der als Antrag zur Erweiterung seiner Mühle zu einer Ölmühle zu verstehen ist. Links ist ein Ausschnitt des Originalbriefes zu abgebildet.

Erbgerechtigkeit der Harler Mühle gegen die Zahlung „einer Summa geldes und dritthalben Erbacker landes“ (= drei halbe Acker in einem Stück).

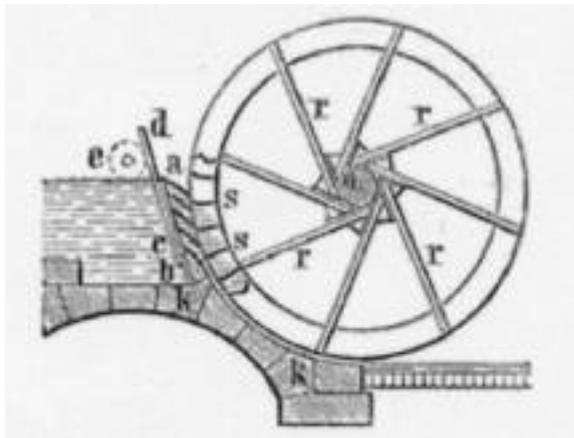
Adam Metze war zwar dadurch nicht Eigentümer der Mühle geworden (sie gehörte dem Landesherrn), als Erbmüller hatte er aber das Recht erworben, die Mühle zu bewirtschaften und an seine Erben weiterzugeben.

Die Mühle hatte zu seiner Zeit zwei „mittelschlächlige Mühlräder“; das bedeutet, die Räder reichten bis zur Mitte in das Wasser hinein, im Gegensatz zu ober- bzw. unterschlächtigen Rädern.

2. Cumpfel (Kunibert) Metze

Sein Geburtsdatum ist nicht bekannt, es muss um 1550 liegen. Es gibt jedoch eine Prozessaussage Cumpfels aus 1574, in der er von seinem „Vatter seligen“ spricht, d.h. dass zu dem Zeitpunkt Adam schon tot war und Cumpfel der 2. Müller Metz in Harle war.

Cumpfel wollte seine wirtschaftliche Situation verbessern und eine Ölmühle bauen, da der Harler Ölmüller Hans Grumpel unbeliebt war.



Mittelschlächtiges Wasserrad

Dieser strengte eine Klage wegen Geschäftsschädigung an, auf die Cumpfel eine schriftliche Antwort verfasste, wie auf der Vorderseite abgedruckt. Cumpfels Antrag wurde genehmigt; er musste dafür jährlich einen Gulden und dreizehn Albus entrichten.

Dass zu diesen Zeiten auch Neid und Missgunst herrschten, wird deutlich aus einem Vorfall im Jahr 1578, wie in den Kasseler Akten 17/1 Nr. 1203 berichtet wird:

Der Müller Jakob Lingemann von der Altenburger Mühle war erbost über den Harler Müller, weil er ihm angeblich das Mahlgut in Niedermöllrich abspenstig gemacht habe. Er sann auf Rache. In einer Frühlingsnacht 1578 kamen die Söhne des Jakob Lingemann mit drei Knechten und einem Pferd von der Altenburg herüber und versuchten, in die durch hohe Mauern geschützte Harler Mühle einzudringen. Zur Tarnung ihres üblen Vorhabens bat ein Knecht um Nachtquartier. Der Harler Müller schaute aus seinem hohem Fenster, aber öffnete voll Misstrauen gegen die ungebetenen Gäste nicht. Darauf versuchten die Altenburger, das Tor mit Gewalt aufzubrechen. Es gelang nicht. Am anderen Morgen steckte im Tor das abgebrochene Stück eines Schweinespießes. Cumpfel Metze, der umgebracht werden sollte, verklagte Lingemann vor dem Amt in Felsberg. Das Urteil ist nicht erhalten geblieben. Cumpfel Metze bewirtschaftete die Mühle bis gegen 1595.

3. N. Metze

Der Vorname und das Geburtsdatum dieses Müllers sind nicht bekannt, der Name Metz ist jedoch belegt. Er übernahm die Mühle gegen 1590/95.

In seiner Zeit gab es wiederholt Seuchen, die unzählige Menschen dahinrafften. Dass die Mühle hiervon betroffen war, ist nicht aufgezeichnet, jedoch sehr wahrscheinlich.

Um 1600 wollte ein gewisser Hans Maus die durch Wasserbruch beschädigte Ölmühle des verstorbenen Hans Grumpel in Harle wieder aufbauen. Der Müller Metz wusste dies zu verhindern, indem er der Witwe Grumpels eine Entschädigung zahlte, damit sie einen Wiederaufbau nicht genehmigte.

4. Heinrich Metze

Er bewirtschaftete die Harler Mühle von 1618 bis 1644, d.h. in der schweren Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Kurz nachdem er die Mühle übernommen hatte, stellte er einen Antrag auf Zuweisung Zennerns an seine Mühle, da der Müller von Fritzlar, zu dem Zennern gehörte, erhebliche Zinsrückstände hatte. Damals gab es den Mühlenbann; das bedeutet, dass vom Landesherrn festgelegt war, welche Gemeinden bei welchen Mühlen mahlen lassen mussten, lediglich die Pfarrer waren frei. An die Harler Mühle waren nur die Ortschaften Harle und Unshausen gebannt.

Heinrichs Antrag wurde stattgegeben und Zennern damit trotz der Entfernung an die Harler Mühle gebannt. Heinrich musste eine Kautions von 200 Reichsthalern zahlen. Da er nun ein weiteres Dorf mit Mehl versorgen durfte, wurde natürlich auch sein zu zahlender Zins erhöht von 16 auf jetzt 24 Viertel (1 Viertel = 3 Zentner). Außerdem musste er zwei zusätzliche Schweine mästen.

Durch die Zuteilung Zennerns verbesserte sich die wirtschaftliche Situation der Mühle

„Ich bin bey diesem so langwierigen und beschwerlichen Kriegswesen nicht nur ein-, zwey- oder drei-, sondern zum öftermahl vom Kriegsvolks in meiner Mühlen überfallen, daraus verjaget und ausgeplündert worden, dass ich also, demnach ich vergangenen Sommer undter wehrender Plünderung biß in die zehnte Woche flüchtig darauß sein müßen, endlichen eine lehre und gantz verwüstete Mühle wieder gefunden, wodurch ich nicht allein umb meine Nahrung und bahrschafft kommen, sondern auch ein großes ahn dem Mahlwerck zu meinem äußersten Verderben verabsäumen müssen“.

Der Wortlaut des Briefes des Müllers Heinrich Metze mit der Bitte um Nachlass seiner Zinszahlungen.

deutlich und Heinrich legte ein drittes Mühlrad an.

Während des Dreißigjährigen Krieges herrschte unbeschreibliche Not im Lande. Durch Überfälle, Hungersnöte und Seuchen wurde die Bevölkerung dezimiert. Plünderungen waren an der Tagesordnung. Während die Harler Bevölkerung sich hinter der Kirchhofmauer verschanzen konnte, war die Mühle schutzlos der Willkür von herumstreunenden Landsknechtshorden ausgesetzt.

1627 war auch Heinrich nicht mehr in der Lage, pünktlich und vollständig seinen Zins zu

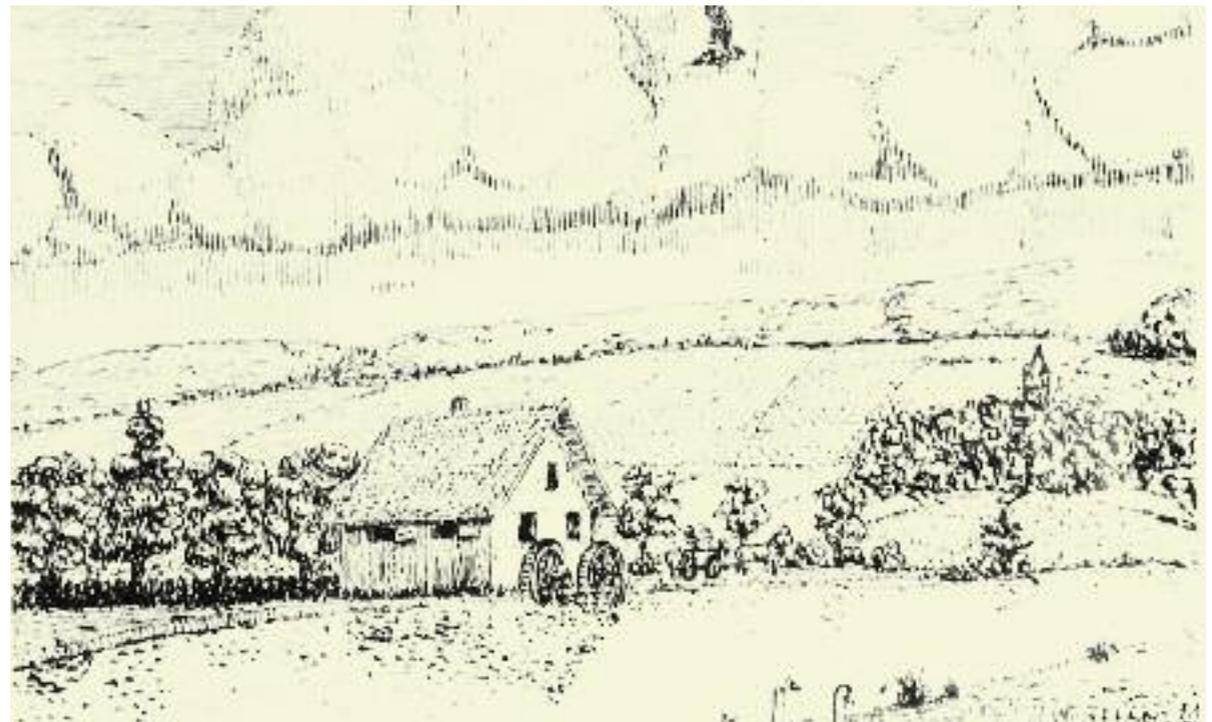
zahlen. Er stellte einen Antrag auf Nachlaß und schilderte seine Lage, wie in vorstehendem Brief auszugsweise dargestellt. Dazu gab es noch Probleme mit Zennern, das die Kriegswirren ausnutzte und wieder in Fritzlar mahlen ließ. Außerdem weigerte sich Zennern, seiner Dienstpflicht bei der Regulierung von Wasserschäden nachzukommen.

Die gebannten Dörfer waren verpflichtet, Dienste auf ihrer Mühle zu leisten, d.h. bei der Ernte oder bei Bau- und Reparaturarbeiten Arbeiter zur Verfügung zu stellen.

1634 führten die Flüsse ungewöhnlich starkes Hochwasser. Heinrich berichtete in einem Schreiben an die Regierung von „grimmigen

Wasserbrüchen“ und dem „Wegführen des Steigs“, über den die Mahlgäste normalerweise zur Mühle gelangten. Er bittet um „forstfreie Anweisung von 6 Stämmen Holzes“ zur „Erbauung eines neues Steiges“.

Nach strengem Winter war 1635 ein Hungerjahr, doch es sollte noch viel schlimmer kommen. Im Kroatienjahr 1637 wurde die Harler Mühle niedergebrannt. Wir wissen nicht, ob Heinrich mit seiner Familie damals Unterschlupf bei Bekannten in Harle fand, ob er vielleicht wie viele Dorfbewohner auf dem bewaldeten Harler Berg gehaust hat oder sich nach Kassel hinter die Mauern der starken Festung rettete.



Harler Mühle mit zwei mittelschlächtigen Mühlrädern um 1560, Skizze von 1751, Zeichnung von R. Aderhold mit Landschaft ausgeführt.

Trotz alledem verlangte der Rentmeister von Felsberg seinen Zins auch nach der Zerstörung der Mühle, woraufhin Heinrich sich bei der Regierung mit Erfolg beschwerte. In den ruhigen Jahren 1638/39 plante Heinrich den Wiederaufbau der Mühle. Dazu wollte er ein Haus, das in Hebel preiswert zu kaufen war, abbrechen und auf der Mühle

neu aufbauen. Bei den Ämtern Felsberg und Homberg beantragte er Hilfe bei den Fuhren. Guten Mutes machte er sich an die Arbeit, doch 1640 brach der Krieg wieder aus und das Unfassbare geschah: das fast fertige Mühlengebäude wurde von den Söldnern des Generalfeldmarschalls Graf Piccolomino eingäschert.

lang ihm dies bis Ende 1645. In dem Mühlengebäude errichtete er seine Wohnung, weiterhin baute er einen gesonderten Stall und errichtete zwei Mahlwerke.

Nach einem ruhigen Jahr 1645 zogen 1647 schwedische Truppen durch. Die Harler Mühle wurde mit Söldnern belegt. Ende des Jahres zogen dann die Truppen des Generalfeldmarschalls Reichsgraf Peter von Holzapfel (früher Melander genannt) durch. Die Mühle wurde innerhalb von elf Jahren zum dritten Mal in Schutt und Asche gelegt!

Hans musste um Erlass der Zinsen bitten. Der Felsberger Rentmeister bestätigte ihm, dass von „allem Besitz nur noch ein Schleifstein übrig geblieben sei.“

Nachdem 1648 endlich Frieden geschlossen war, konnte Hans erneut ans Werk gehen. Bei mittelschlächtigen Mühlrädern wie denen der Harler Mühle standen die Räder bei normalem Wasserstand zur Hälfte im Wasser. Da bei geringem Wasserstand jedoch die Antriebskraft für die Mahlwerke nachließ, plante er ein Wehr.

Ein Wehr baute man damals aus Eichenbohlen, die an Pfählen befestigt und tief in die Schwalm gerammt wurden. Als Vorbereitung für den Wehrbau musste Hans die Schwalm auf einer Länge von 80 Metern um zirka 10 Meter an der entscheidenden Stelle vor dem Wehr verengen. Auf der anderen Seite musste er den Fluss auf zirka 150 Meter um rund sieben Meter einschnüren.

Diese gewaltige Arbeit ist unter den damaligen Bedingungen ohne maschinelle Hilfsmittel für uns heute kaum vorstellbar.

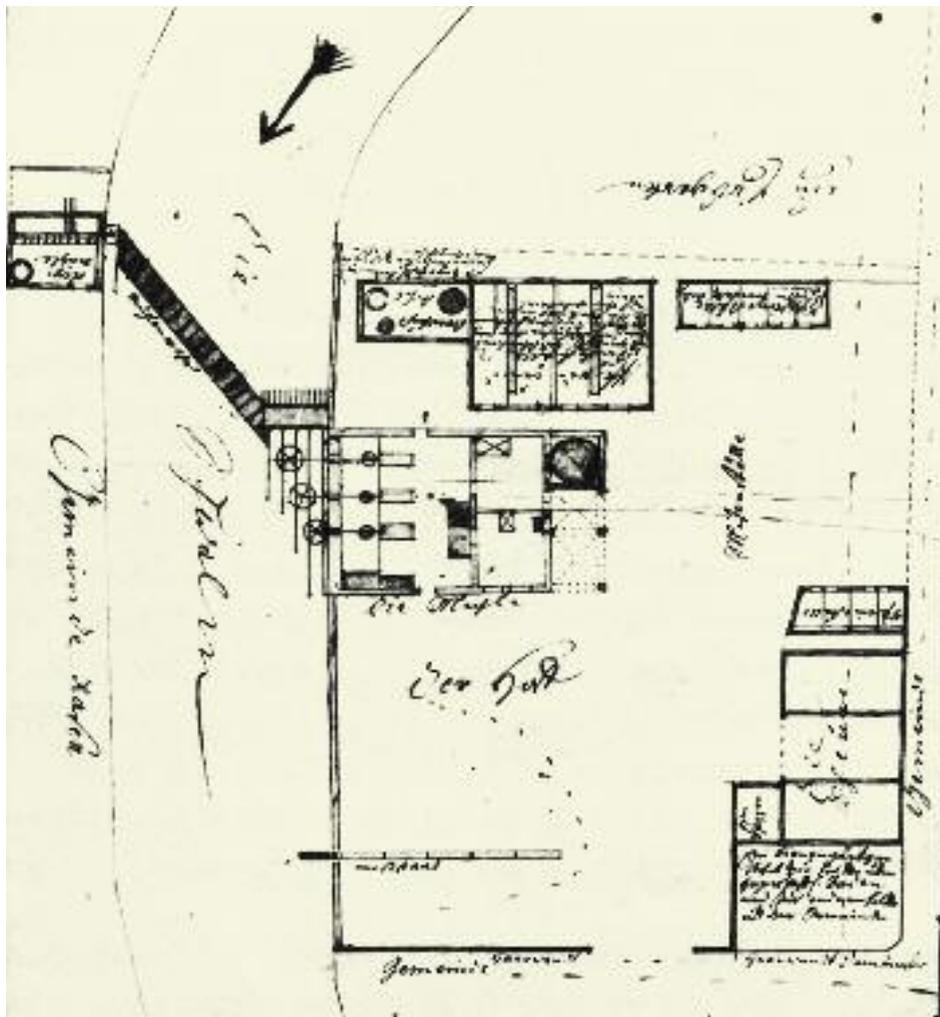
Mit Hilfe der drei gebannten Dörfer gelang der Bau des Wehres. Es entstand seitlich ein

Zu einem zweiten Wiederaufbau der Mühle kam es unter Heinrich nicht mehr. Nach schweren Jahren mit Trockenheit und Mäuseplage im Jahr 1641 sowie einem nassen Jahr mit Überschwemmungen 1643 übergab er 1644 die Mühle an seinen zweitgeborenen Sohn Hans. Heinrich Metze hatte insgesamt 4 Kinder; er starb um 1656.

5. Hans Metze

(geb. um 1616)

Als Hans Metze 1644 die Mühle übernahm, war er schon mit Martha Raude aus Hesserode verheiratet. Mit Elan machte er sich an den Wiederaufbau der Mühle, und mit Hilfe der gebannten Dörfer ge-



Mühlgrundriss mit angelegtem Wehr.

neuer Ablauf, durch den die Hauptwasser drängten. Nach Antrieb der Mühlräder flossen sie in einem neu angelegten Flussbett ab. Die Schwalm und der neue Mühlgraben bildeten nunmehr eine kleine Insel.

Im Alter von nur 46 Jahren starb Hans 1662. Er hinterließ seine Witwe Anna Maria und insgesamt 7 Kinder. Nachfolger wurde der viertgeborene Sohn Arnold.

Zunächst führte die Witwe Anna Maria die Geschäfte. Sie war eine sehr energische Frau und wollte erreichen, dass die Zinszahlungen mit ihren Kosten für den Wiederaufbau der Mühle sowie denen für den Bau des Wehres verrechnet wurden. Sie hatte alle Quittungen gesammelt und reichte diese beim Amt ein. Ihr Ansinnen wurde jedoch abgelehnt. Verbittert musste Anna Maria einsehen, dass Macht über Gerechtigkeit ging und dass die Mühle weiterhin dem Landgrafen gehörte, obwohl die Familie Metz sie zum dritten Mal mit ihrem Geld aufgebaut hatte. 1663 erwirkte Anna Maria den Erbleihbrief für ihren Stiefsohn Arnold gegen Zahlung des Weinkaufs.

6. Arnold Metz I.

(geb. 21. Oktober 1644)

Er übernahm 1663 mit 19 Jahren die Verantwortung für die Mühle. Und die war nicht gering. Er musste drei Gemeinden mit Mehl versorgen, die Mahl- und Ölmühle betreiben sowie den Bauernhof mit sechs Gesindekräften bewirtschaften. Außerdem musste

er Rücklagen schaffen für die Auszahlung der sechs Geschwister. Arnold war fleißig und gelangte im Laufe seines Lebens zu einigem Wohlstand. Das heißt jedoch nicht, dass er ein einfaches Leben hatte.

1665 rissen winterliche Eismassen eines Hochwassers das seit 11 Jahren bestehende Wehr weg. Weitere schwere Hochwasser mussten 1668, 1691 sowie 1695 und 1702 überstanden werden. Arnold Metz heiratete 1667 die 16jährige Elisabeth Volmar aus Wabern. Mit ihr bekam er 10 Kinder.

In diese Zeit fällt der Bau eines Brauhauses, jedoch ohne Konzession zum Bierverkauf. Außerdem baute Arnold Metz einen Keller, einen Backofen, zwei Schornsteine und eine

Giebelwand aus Brettern sowie einen neuen Schweinestall.

Größeren Streit mit dem Amt gab es, als dieses unbegründet, wohl wegen des relativen Wohlstandes der Mühle, den Zins erhöhte. Die Forderung betrug statt 24 jetzt 30 Viertel Korn sowie statt 4 jetzt 5 Schweine. Nach langem Hin und Her einigte man sich auf 28 Viertel und 4 Schweine.

1701 machte Arnold den Vorschlag, die Holzwand des Mühlengebäudes durch eine massive Steinwand bis zum zweiten Stock zu ersetzen. Nach Begutachtung durch den Baumeister Gießler (Erbauer des Karlishofes in Wabern) wurde ihm dies genehmigt. Seine letzte Bautätigkeit war die Pflasterung des Hofes 1707.

Arnold übergab die Mühle 1708 an seinen vierten Sohn Arnold. Er starb 1717 im Alter von 73 Jahren. Seine Frau Elisabeth war schon 1710 mit 59 Jahren gestorben. Die schönen Grabsteine der beiden, die von hohem Wohlstand zeugen, stehen noch heute auf dem Kirchhof in Harle.

7. Arnold Metz II.

(geb. 1680)

Arnold Metz II. übernahm die Mühle im Jahr 1708. Für den neuen Erbleihbrief zahlte er den fälligen Weinkauf von zehn Gulden. Arnold hatte bereits 1704 die 17jährige Anna Elisabeth Eckhardt, Müllerstochter aus Niedervorschütz, geheiratet. Sie bekamen 12 Kinder.



Links der Grabstein von Arnold Metz, * 21. Oktober 1644, † 1. November 1717.



Rechts der Grabstein von Elisabeth Metz, * 14. September 1651, † 27. Juni 1710.

Auch in seiner Zeit gab es Probleme mit Überschwemmungen, die ihn so stark belasteten, dass er Anträge auf Zinsersaß bzw. -nachlaß stellen musste, die jedoch meistens abgelehnt wurden. Die Kammerräte in Felsberg wollten aus der Erbleihe eine Temporalleihe, also eine Pachtmühle, machen, da ihnen die selbstbewussten, wohlhabenden Müller ein Dorn im Auge waren.

Obwohl der Rentmeister auf seiner Seite war, musste Arnold hart um die Mühle kämpfen. Letztendlich machte er eine Eingabe, die bis zur höchsten Instanz ging. Offensichtlich gab es in dieser Zeit mehrere solcher Akten, denn Friedrich (König von Schweden, Landgraf von Hessen), entschloss sich sogar zu einer Reise durchs Land, um die Probleme vor Ort zu besprechen. Der Urteilsspruch des Königs aus dem Jahre 1731 fiel zugunsten Arnolds aus. Arnold war ein angesehener Mann. Er war nicht nur Gerichtsschöffe, sondern wurde auch zum Greben (Bürgermeister) gewählt. Schließlich wurde er sogar Schöffengrebe des Grebenstuhles Harle, zu dem neben Harle auch Unshausen, Hesserode, Helmshausen, Altenburg und Lohre gehörten.

Mit 53 Jahren, am 2. April 1733, erkrankte Arnold in der Schwalm. Es gab keine Zeugen; seine Witwe glaubte an einen plötzlichen Schwindelanfall. Sein vierter Sohn Arnold wurde Nachfolger.

8. Arnold Metze III.

(geb. im August 1713)

Gegen Zahlung des Weinkaufs erhielt er 1733 im Alter von 20 Jahren den Erbleihbrief.

Arnold Metze III. hatte noch sieben Geschwister zu versorgen. Bereits ein Jahr nach Über-

nahme der Mühle hatte er erhebliche Sturmschäden zu reparieren. Dazu stellten sich Probleme mit Zennern ein. Dort weigerte man sich zu helfen. 1738 wurde die junge Saat von Hochwasser weggeschwemmt; die zweite Aussaat wurde vom Hagel zerstört. Ein Antrag auf Erlass der Schweinemast wegen Futtermangels wurde abgelehnt.

Im gleichen Jahr heiratete Arnold die knapp 16jährige Elisabeth Am Rhen aus Speckswinkel im Kellerwald. Sie bekamen 10 Kinder.

Da 1751 ein Bericht über die Mühle bei den Kammerräten abgegeben werden musste, wissen wir über die damalige wirtschaftliche Situation gut Bescheid. Die drei Mühlräder schafften bei Tag und Nacht 9 Viertel Korn (rund 27 Zentner).

Arnold Metze hatte 6 Knechte und Mägde: einen Knecht zum Fahren des Mühlenwagens, einen Mahlknecht und eine Magd für die Mühle; für die Landwirtschaft einen Pferdeknecht und zwei Mägde für Haus, Hof und Feld. Er hatte zwei Mühlenpferde und zwei Pferde für die Landwirtschaft.

Arnold besaß $68 \frac{15}{16}$ Erbacker und $8 \frac{2}{3}$ Ruthen (1 Ruthe = ca. 16 Quadratmeter). Außerdem hatte er noch erhebliches Kirchenland vom Stift Fritzlar gepachtet. Diese Besitzungen weckten Begehrlichkeiten. Die Kammerräte beauftragten den Rentmeister, mit Arnold wegen Abgabe der Mühle zu verhandeln und herauszufinden, zu welchem Preis er dazu bereit wäre. Arnold lehnte jedes Gespräch darüber ab!

Während des Siebenjährigen Krieges von 1756 bis 1763 hatte Arnold schwere Zeiten durchzustehen. Plünderungen der durchziehenden Franzosen mussten hingenommen

werden wie auch Naturgewalten. Zu allem Unglück starb Arnolds Frau Elisabeth 1758 mit 35 Jahren; das jüngste Kind war gerade fünf Monate alt. Arnold wollte nicht ein zweites Mal heiraten. Er hoffte, sein Sohn Wilhelm werde früh heiraten und die Mühle übernehmen. Bis zu ihrem eigenen Tod 1760 führte Arnolds Mutter den Haushalt auf der Mühle. Arnolds Sohn Wilhelm bekam die Mühle 1766. Arnold starb im Alter von 55 Jahren.

9. Wilhelm Metz

(geb. 4. November 1740)

Als er die Mühle übernahm, war er schon vier Jahre verheiratet mit Martha Elisabeth Steinmetz, Müllerstochter aus Gombeth. Seine Frau brachte eine hohe Mitgift von 1000 Thalern mit, die ihm sicherlich geholfen hat, seine acht Geschwister abzufinden.

Das Schicksal schlug schnell zu. 1768, nach nur zwei Jahren als Erbleihmüller, starb Wilhelm plötzlich. Woran, ist unbekannt. Ein Unglück war es wahrscheinlich nicht, da diese immer aufgezeichnet wurden. Er hinterließ seine dreiundzwanzigjährige Witwe mit drei kleinen Kindern, von denen das älteste gerade 3 Jahre alt war. Martha Elisabeth hatte eine schwere Zeit durchzustehen, während um sie herum eine glanzvolle Zeit anbrach. Landgraf Friedrich II. residierte jeden Sommer im Schloss in Wabern und vergnügte sich mit seinen Gästen bei der Reiherbeize. Zwei Jahre lang mühte sich Martha Elisabeth mit Hilfe der Verwandtschaft, die Mühle, den Bauernhof und die Familie durchzubringen. 1770 heiratete sie wieder, und zwar den nicht unvermögenden Johann Jost Döring aus Falkenberg. Mit ihm bekam sie noch sechs Kinder. Jost Döring

mühte sich redlich mit der Mühle, doch er war kein gelernter Müller; in den 1770er Jahren geriet er in immer größere Schulden. Das hatte zur Folge, dass er notwendige Reparaturen nicht ausführte, so dass der Zustand der Gebäude immer schlechter wurde.

Die Kinder des verstorbenen Wilhelm bekamen Vormünder, die dafür sorgten, dass der erstgeborene Sohn Arnold als Erbbeständer eingetragen wurde. Als Arnold 1786 volljährig wurde, forderte er von seinem Stiefvater die Übergabe der Mühle, was ihm eigentlich auch zustand, doch Jost Döring hielt ihn hin.

Arnold hatte sich bereits mit Anna Elisabeth Röll verlobt, der Tochter eines Schmiedes aus Harle, die nur aus mittlerem Stand mit geringem Vermögen war und deshalb als Müllerin nicht erwünscht war. Außerdem ging das Gerücht, Arnold wolle sich durch den Verkauf von Erbländern schuldenfrei machen. Damit hatte er nun alle gegen sich.

Die Mutter und der Stiefvater forderten ihn auf, ein reiches Mädchen zu heiraten, um den Schuldenberg abzutragen. Jost Döring wollte Arnolds jüngeren Bruder Christoph als Nachfolger auf der Mühle haben, da dieser die Tochter des reichen Müllers Sinning in Griffte mit 2000 Thalern Mitgift heiraten wollte.

Arnold blieb unnachgiebig; er stand treu zu seiner Verlobten. Es kam zunächst zu einer Vergleichsverhandlung in Felsberg, bei der Arnold eine Abfindung durch seinen Bruder Christoph vorgeschlagen wurde. Arnold lehnte ab und strengte schließlich eine förmliche Klage gegen seinen Stiefvater und seine Mutter an. Über seinen Stiefvater schreibt er: „So hat jedoch mein Stiefvater Jost Döring mir die Mühle unter allerhand nichtigen Vorwen-

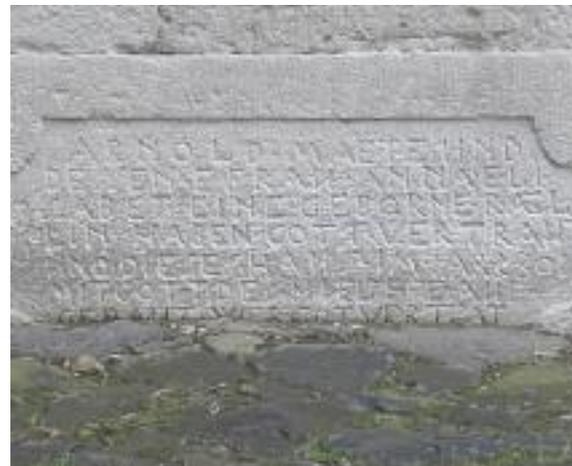
dungen nicht nur zur Ungebühr bis dahin vor-enthalten, sondern auch die Mühle [...] nicht gehörig ausgebaut und repariert“, und weiter, „dass wenn gedachter mein Stiefvater, welcher bis dahin nur in seinen Sack gemahlen und seinen auch seiner fünf Kinder alleinigen Vorteil gesucht hat mir aber zum äußersten Schaden die Mühle verfallen läßt und seine Verpflichtung zur Erhaltung nicht einhält.“

Am 14.2.1791 kam es in Kassel zu einer Beschlussfassung im Rat zugunsten Arnolds.

10. Arnold Metz IV.

(geb. 18. Juni 1765)

Nachdem die geschilderten Probleme ausgeräumt waren, konnte Arnold sich an die Arbeit machen. Seine Frau und er waren sehr fleißig und versuchten eisern, die Schulden abzutragen. Außerdem bauten sie das heute noch vorhandene Mühlengebäude aus Eichenfachwerk. Auf einem Sandstein an der Grund-



„Arnold Metz und dessen Ehefrau Elisabeth, eine geborene Röll, haben Gott vertraut und dieses Haus im Jahr 1801 mit Gottes Hilfe erbaut.“

mauer steht der eingemeißelte Text. Seinen einzigen Antrag auf Zinsnachlass reichte Arnold 1801 ein. Wegen großer Überschwemmungen hatte die Mühle ein Vierteljahr stillgestanden. Da der Rentmeister ihm bescheinigte, dass er ein „überaus fleißiger Müller, guter Hauswirt und tüchtiger Ackermann“ sei, wurde ihm ein Achtel seines Zinses von Landgraf Wilhelm IX. erlassen.

Nachdem 1807 das Königreich Westfalen mit der Hauptstadt Kassel entstanden war, trat neues Recht anstelle des alten. Der Mühlenbann wurde aufgehoben; Zennern ließ nun wieder in Fritzlar mahlen; Wabern schlug sich zu Harle.

Nach der Belagerung mit 4000 Kosaken im Raum Melsungen von 1813 verbarg sich König Jerome im Schloss Wabern. Nach dessen Flucht und Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. wurde das alte Recht wieder eingeführt. Aus dem Maire wurde wieder der Grebe; Zennern war wieder an die Mühle gebannt; Wabern durfte nicht in Harle mahlen. Arnold starb am 27. April 1820 im Alter von 55 Jahren. Er hatte sechs Kinder.

11. Wilhelm Metz

(geb. 9. März 1794)

Arnolds Sohn Wilhelm übernahm 1820 nach Zahlung des Weinkaufs die Mühle. Zwei Jahre später heiratete er Anna Elisabeth Siebert aus Cappel. Sie bekamen neun Kinder.

Im 19. Jahrhundert waren die politischen Verhältnisse im Umbruch. Die Bevölkerung war überlastet durch neue Steuern und Abgaben. Die Fruchtpreise sanken. Es kam zu starken Abwanderungen in die Städte und vor allem nach Amerika.

1821 wurde der Landwirtschaftsverein gegründet; zehn Jahre später wurde ein Landtag einberufen und eine Verfassung erstellt. 1832 wurde die Landeskreditkasse gegründet. Obwohl im gleichen Jahr das Ablösungsgesetz erlassen wurde, weigerte sich Kurfürst Wilhelm III., auch die Erbleihen ablösen zu lassen. Dies änderte sich erst 1848. Mit einem günstigen Kredit der LKK in Höhe von 3 275 Thalern konnte sich Wilhelm freikaufen. Der Mühlenbann war aufgehoben; die Dienste der Gemeinden entfielen.

Wilhelm war zwar frei, hatte aber wie alle seine Vorfahren mit den Folgen von Naturkatastrophen zu kämpfen. 1841 gab es große Überschwemmungen; 1842 Trockenheit mit Missernte und Mäuseplage. Von 1844 bis 1856 hatten die Kartoffeln jedes Jahr Krautfäule. Dennoch gelang es Wilhelm, seinen Besitz auszubauen. Er kaufte in der Gemarkung Helmshausen die Erbwaldung „In den Runkenerlen“ und die Waldungen „Im tiefen Graben“. Außerdem erwarb er von Dietrich Wiederhold $13\frac{1}{16}$ Acker und $7\frac{3}{16}$ Ruthen Land. Wilhelm starb am 29. April 1851 mit 57 Jahren.

12. Arnold Metz V.

(geb. 25. Mai 1823)

Er übernahm die Mühle 1851 mit 28 Jahren als erster ohne die Pflicht, den Weinkauf zu zahlen, da die Mühle ja nun der Familie gehörte. 1853 heiratete er im Amtsgericht Fritzlar Anna Katharina Körbel aus Zennern. Der Gang nach Fritzlar war notwendig geworden, weil seit 1849 in Hessen die Zivilehe Pflicht geworden war, die der kirchlichen vorgezogen werden konnte. Arnold baute die Scheune

neu. Bis 1870 vergrößerte er den Besitz auf 120 Morgen. Er oder sein Vater hatten auch die Fischereigerechtigkeit an der Schwalm auf einer Länge von zirka zwei Kilometern in Richtung Unshausen erworben. Die Fischereirechte wurden verpachtet; lediglich den Aalfang am Wehr übte man aus.

Arnold Metz starb am 11. Juli 1869 mit 46 Jahren. Er hinterließ seine Witwe und 6 Kinder, das älteste Mädchen war erst 14. Da der vorgesehene Nachfolger Johann Arnold beim Tode des Vaters erst 10 Jahre alt war, führte die Mutter zunächst die Geschäfte weiter.

13. Johann Arnold Metz VI.

(geb. 19. Mai 1859)

Die Hofübergabe an ihn erfolgte mit Vertrag am 20. März 1884. Aus diesem Vertrag erfahren wir, dass er folgende Verpflichtungen zu leisten hatte: „Er hatte zu leisten an seine Schwester Elisabeth 9 000 Mark neben der Aussteuer, an seinen Bruder Kaspar Karl 9 000 Mark, ein Fohlen im Wert von 300 Mark und



„erbaut durch Herrn Arnhold Metz und dessen Ehefrau Anna Katarina Körbel 1869“

vier Schafe, an seine Schwester Maria 9 000 Mark, eine Kuh und die Aussteuer“. Außerdem musste er seine Mutter bis zu ihrem Tode 1907 versorgen. Johann Arnold heiratete 1887 Anna Martha Otto aus Trockenerfurth. Mit ihr bekam er fünf Kinder.

Von 1890 bis 1900 wurde eine Verkoppelung oder Separation durchgeführt, das war eine Art Flurbereinigung, um die zersplitterten kleinen Felder von durchschnittlich einem Morgen zu größeren Einheiten zusammenzufassen. Nach dieser Flurbereinigung hatte die Mühle rund 50 Morgen geschlossen in ebener Fläche beim Hof und rund 60 Morgen geschlossen etwa zwei Kilometer entfernt in mäßiger Steigung bis zum Harler Berg. Der Rest war Wald.

Da die Mühlräder nur einen Teil der vorhandenen Wasserkraft verwerten konnten, legte Johann Arnold die vier Mühlräder still und ersetzte sie durch eine leistungsstärkere Turbine.

Leider verstarb auch er sehr früh an einem Lungenleiden am 13. Februar 1907 im Alter von 48 Jahren. Nur zwei Wochen später, am 28. Februar 1907, starb auch sein Sohn Karl Wilhelm im Alter von 18 Jahren, möglicherweise durch Ansteckung. Da zwei weitere von insgesamt 5 Kindern schon 1888 und 1894 gestorben waren, blieben nur noch zwei Mädchen, Anna und Elisabeth, von denen letztere die Hoferbin wurde.

14. Elisabeth Metz

(geb. 16. Januar 1894)

Nachdem ihre Mutter 11 Jahre die Verantwortung gehabt hatte, übernahm Elisabeth im März 1918 Hof und Mühle. Im Sommer 1918

heiratete sie den nicht unvermögenden Johann Heinrich Engelhardt Otto aus Gombeth. Wirtschaftlich ging es der Mühle sehr gut. Abgefunden werden musste nur die ledige Schwester Anna, die auf dem Hof blieb und half. Heinrich Otto war zwar kein Müller von Beruf, gab sich jedoch größte Mühe.

Da zu viel Wasser ungenützt übers Wehr lief, stellten Elisabeth und ihr Mann den Antrag auf 30 Zentimeter Erhöhung des Wehres. Dies stieß zunächst auf den Widerstand der Gemeinde, da eine erhöhte Überschwemmungsgefahr befürchtet wurde. Nach der Auflage, dass neben dem Wehr eine Flutschleuse gebaut werden musste, die bei Hochwasser hochgezogen wurde, genehmigte das Regierungspräsidium die Erhöhung. Ein Fischpass für den ungehinderten Durchgang der Fische musste ebenfalls erstellt werden.

Der Antrag für eine zweite Turbine wurde ebenfalls genehmigt. Heinrich plante, die Mühle erheblich auszubauen zu einer reinen Handlungsmühle; er baute ein Speichergebäude und plante ein neues Wohnhaus.

Doch dazu kam es nicht mehr. Am 20. Dezember 1926 hatte Heinrich einen schweren Unfall. Er war auf die Transmission geraten, die ihn mitriss und ihm schwere innere Verletzungen zufügte. Heinrich verstarb einige Stunden später. Das einzige Kind des Ehepaares Otto war der fünfjährige Sohn Karl Wilhelm Heinrich. So musste Elisabeth die Verantwortung allein übernehmen. Sie hatte zwei angestellte Mühlenmeister und belieferte Harle, Niedermöllrich und Wabern mit Mehl, Lohre und Cappel zumeist, Hilgershausen und Zennern fast ganz, Mosheim halb und von Helmshausen die Bauern und Gutsbesitzer Otto und

Sinning. Sie konnte sich auch auf Georg Gröschner verlassen, der der Vertraute der Familie war und bei allen Arbeiten half.

1935 bauten Pioniere eine Holzbrücke über die Schwalm. 1938 gruben Männer des Arbeitsdienstlagers Melsungen unterhalb der Mühle ein neues gerades Flussbett, welches einen zügigen Abfluss des Wassers gewährleistete.

Alles lief eigentlich sehr gut, aber leider hatte Elisabeth mit der Erziehung ihres Sohnes Karl kein sehr glückliches Händchen. Er wurde verwöhnt und gab das Geld mit vollen Händen aus. Seine Mutter übergab ihm zwar den Hof nicht, ließ ihn aber wirtschaften. Da Karl die Mühle nicht verantwortungsvoll führte, blieben allmählich die Mahlkunden aus, und schließlich wurde die Mühletätigkeit vollständig eingestellt.

Obwohl Karls zweiter Sohn, 1949 geboren, Interesse an der Mühle zeigte, wurde eine Verpachtung der Mühle bis zu dessen Volljährigkeit vom Bauerngericht abgelehnt.

Karl verkaufte letztendlich Vieh, und es wurden Verkaufsverhandlungen geführt. Elisabeth leistete schließlich eine Unterschrift, widerrief diese später, aber der Kaufvertrag wurde am 31. Mai 1957

unterschrieben. Elisabeth zog in ein kleines Haus in Niederkaufungen. Sie starb am 18. Februar 1962 und wurde in Harle neben ihrem Mann beerdigt. Arnold Metz schreibt am Ende des ersten Bandes seiner Familiengeschichte:

„Ein 400 Jahre währendes Geschlecht auf der Harler Mühle hatte sein Ende gefunden.“

Hier enden die Aufzeichnungen von Arnold Metz und mit den neuen Besitzern der Mühle wird auch ein neues Kapitel aufgeschlagen. Dieser geschichtsträchtige Mühlenhof am Unterlauf der Schwalm wird 1957 von der Familie Rudolf Werner übernommen. Wo kommt die Familie Werner her und wie kam es zu dem Kauf?

Quelle: Metz, Arnold: Die Müller Metz auf der Harler Mühle, Band I, 1972; Druck: Gebr. Wurm, Göttingen



Die alte Holzbrücke Anfang der 1960er Jahre. Im Zuge der Schwalmregulierung wird eine neue Brücke über die Schwalm errichtet.



Von links: polnischer Kriegsgefangener (rettete die Kühe vor dem Ertrinken während eines Hochwassers), Georg Gröschner, Heinrich Spangenberg, dahinter seine Frau Katharina Spangenberg, Anna Hempel, geb. Gumbel, Emma Freudenstein, geb. Köster, ein Melker (Name unbekannt), Kind unbekannt, Anna Metz, Elisabeth Otto, geb. Metz, unbekannter Junge, Karl Otto, Berta Gröschner.

*Rudolf (Rolf)
Werner
erzählt:*



Zum Schicksal der Familie Werner vorab einige klärende Ausführungen.

Unser Stammbaum geht bis zum Jahr 1686 zurück und zeigt uns, dass die Familie vorwiegend im Deutschen Osten sesshaft war, zuletzt in Diedersdorf bei Seelow am Oderbruchrand, etwa 65 Kilometer von Berlin entfernt.

Am 16. April 1945 begann der Feuersturm der russischen Armee auf Berlin, da mussten wir innerhalb kürzester Zeit die Heimat verlassen. Mit mehreren Pferdewagen ging es unter Artilleriebeschuss gen Westen auf den großen Treck. Dieser führte uns über Oranienburg, durch die Prignitz, an der Müritz vorbei. Nach amerikanischem Tieffliegerbeschuss, wodurch wir die Hälfte des Trecks verloren, weiter nach Schwerin, bis in den Klützer Winkel an die Ostsee zu Freunden, wo wir unterkommen konnten. Unter englischer Besatzung erlebten wir das Kriegsende. Leider zwang uns das bekannte Jaltaabkommen, um nicht in der russisch besetzten Zone bleiben zu müssen, im letzten Moment noch über die Trave nach Holstein zu flüchten. Eine leerstehende Scheune war unser erstes Zuhause. Von Holstein ging es drei Monate später weiter bis nach Sulingen, südlich von Bremen. Bei einer

Schulbekannten meiner Schwester konnten wir dann vorübergehend unterkommen.

Aber auch dort bestand keine Möglichkeit, uns wieder eine Existenz in der Landwirtschaft aufzubauen, einen Hof zu pachten war nicht möglich. Wir brachen deshalb Anfang November 1945 wieder auf, immer auf der Suche nach einer Existenz und fanden Unterschlupf bei unserer Verwandtschaft in Melsungen (Familie Eysel-Kreilein), auf dem Sundhof bei der Familie Biel.

Nach der Währungsreform blieb uns von unseren guten Treckpferden nur noch eines übrig, dieses treue Tier kam 1949 mit uns auf den Pachthof nach Lohre. Von dort ergab sich

dann die Gelegenheit, durch den Kauf der Harler Mühle wieder auf eigener Scholle sesshaft zu werden.

Unbedingt möchte ich die unermüdliche Leistung von Vater Werner erwähnen, der uns während der Vertreibung und Flucht durch seine Erfahrung in der russischen Sibirien-Verbannung im Jahre 1915 vor viel Elend bewahren konnte.

Anfang April 1956 gelang uns, unterstützt durch die Hessische Heimat als Siedlungsbehörde, die Harler Mühle zu kaufen. Für die junge Familie Werner begann nun die Selbstständigkeit. Durch tatkräftige Unterstützung der beiden Großväter wurden sofort fünf



Die Harler Mühle

Hektar Sommergerste gesät und das große Kuhstalldach vollständig neu gedeckt. Es offenbarte sich ein großer Nachholbedarf an den gesamten Gebäuden und Feldern.

Zu den ganzen Anfangsschwierigkeiten mussten wir erfahren, was es heißt, direkt am Wasser zu wohnen. Wir erlebten ein großes Jahrhunderthochwasser, der Hof stand einen halben Meter unter Wasser, die Heuernte sowie die ganze Sommergerste waren vernichtet. Auch die übrige Getreideernte enttäuschte im Ertrag, wir ernteten nur sechs Doppelzentner je Hektar. In diesem Jahr mussten beide Betriebe bewirtschaftet werden, so hatten wir keine Zeit zum verzweifeln. Allmäh-

lich bekamen wir Ordnung im Haus und auf dem Hof, auch Dank vieler Hilfen von Freunden, Verwandten und auch neuen Nachbarn! Die Ställe füllten sich mit den Ostfriesen Rindern und Sauen aus Lohre.

Am 1. Dezember 1957 zogen wir, meine Frau Ursula und unsere Tochter Barbara, mit meinen Eltern Vater Adolf Werner und Mutter Charlotte nach Harle. Im Sommer wurde unser Sohn Gerd geboren.

Trotz aller Fortschritte fehlte es noch an manchen lebensnotwendigen Dingen: Wir legten vom Sportplatz durch die Schwalm die Wasserleitung, erst jetzt hatten wir endlich Trinkwasser. Im Jahre 1963 wurde unter

Mitwirkung großer Prominenz der Startschuss zur Schwalmregulierung gegeben. Dadurch waren wir in die Lage, eine neue Wasserturbine für die leer vorgefundene Turbinenkammer zu planen! Im Jahre 1965 konnten wir die Turbine in Betrieb nehmen, sie wurde an die neue Trafostation am Hof angeschlossen. Endlich waren die Zeiten des 110 Volt Gleichstromes, mit dem wir bisher auskommen mussten, beendet, wir hatten nun normalen Wechselstrom.

Zwischenzeitlich bekam die Familie Zuwachs durch die Söhne Jörg und Axel.

Unsere Milchviehherde war inzwischen auf 30 Kühe angewachsen, die von der Familie



So nahe am Fluss wohnend ist Wasser unberechenbar. Wie viele Überschwemmungen hat die Harle Mühle wohl erlebt in den über 400 Jahren Geschichte? Hier ein Foto vom Hochwasser im Jahr 1995.



Aber Wasser kann auch anders. Hier treibt das Wasser eine Turbine zur Stromerzeugung an.

Menzel versorgt wurde. Am Rand unserer Hofweide baute diese Familie für sich ein Haus. Die Familie Menzel wanderte im Jahr 1969 nach Kanada aus und wurde vom neuen Landwirtschaftshelfer Josef Czornik aus Wabern abgelöst.

1976 bauten wir mit viel Mühe eine zweite Francis Turbine ein. Zu unserer konventionellen Landwirtschaft war nun das zweite Standbein geschaffen.

Seit über fünfzig Jahren wird zusätzlich eine Hühnerhaltung mit Eierselbstvermarktung betrieben. Am 1. Juli 1992 hat der zweite Sohn Jörg, verheiratet mit Kerstin Wicke aus Harle, den Betrieb übernommen. Jörg hat mit zwei anderen Landwirten eine Betriebsgemeinschaft gebildet. Sie haben zusammen eine große Ferkelproduktion aufgebaut und bewirtschaften mit ihren und den zugepachteten Flächen alles gemeinsam. Um in Zukunft in

der europäischen Landwirtschaft bestehen zu können, werden die Landwirte keine andere Alternative mehr haben.

Bärbel, Gerd und Axel sind verheiratet und sind in der Dorfgemeinschaft und in den Harler Vereinen integriert. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass wir sieben Enkel haben, die bisher alle im Dorfe leben! Deshalb ist uns auch für die Zukunft nicht bange, wir haben hier unsere Heimat gefunden.



Von links stehend: Sebastian Lohr, Axel Werner, Dieter Lohr, Kerstin Werner, Ann-Sophie Werner, Steffi Werner, Barbara Lohr, Julia Lohr, Sarah Werner, Jan-Max Werner, Julius Werner, Gerd Werner. Vorne sitzend: Eva Werner, Ursula Werner, Rudolf Werner, Jörg Werner, auf dem Kinderschlepper sitzt David Werner.



Verlassen stand lange Jahre eine alte Dreschmaschine vor dem Schuppen der Raiffeisenkasse Harle, bis zuletzt auch der Schuppen verlassen dastand. Durch eine Initiative des Anglervereins Harle wurde er in mehreren Etappen übernommen und zum Vereinsheim umgestaltet.

Landwirtschaft von den Anfängen bis heute

Reinhold Gerhold



Harle ist ein uraltes Siedlungsgebiet, wie Fundstücke zwischen Rhünda und Harle aus der Eisenzeit 700 – 600 v. Chr. belegen. Weitere Funde im Großraum um Harle weisen auf eine Besiedlung hin, die bis in die Altsteinzeit reicht. Bei Ausgrabungen in unserer Kirche wurden Artefakte freigelegt, die 2000 Jahre zurückdatieren und ein früherer Kirchenbau aus etwa dem 8. Jahrhundert wurde nachgewiesen. Beginnen wir aber mit der Betrachtung der Landwirtschaft ab dem 13. Jahrhundert, der Zeit, in der Harle das erste Mal urkundlich erwähnt wird.

Wie müssen wir uns nun die Lebensbedingungen unserer Vorfahren zu der Zeit um 1209 vorstellen? Im Hochmittelalter (11. bis 13. Jahrhundert) war die Bevölkerung geprägt von einfacher Religiosität, es war das Zeitalter der Kreuzzüge. Das Rittertum erlebte seine Blütezeit. Das Leben der Bauern in dieser Zeit war bestimmt durch schwere Arbeit und das stete Bangen um die Ernte. Die Äcker wurden in Form der Dreifelderwirtschaft bestellt. In jährlichem Wechsel wurde ein Feld mit dem vor dem Winter gesäten Wintergetreide (damals Roggen und Emmer) und eines mit dem nach dem Winter gesäten Sommergetreide (Hafer, Hirse und Gerste) bestellt. Das dritte Feld blieb als sogenannte Brache ackerbaulich ungenutzt. Es diente jedoch als Viehweide und auch das Unkraut wurde gejätet. Was angebaut wurde, legte die Dorfgemeinschaft fest, der sogenannte Flurzwang. Niemand sollte

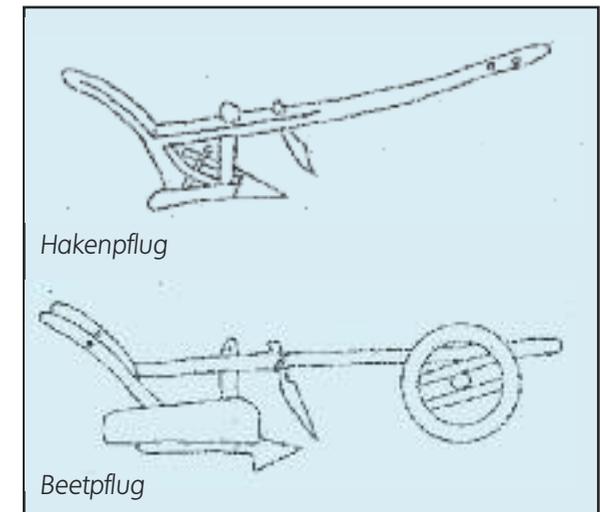
sich gegenüber den anderen einen Vorteil verschaffen.

Die Dreifelderwirtschaft bedeutete gegenüber früheren Anbauformen einen deutlich höheren Ertrag. Außerdem ermöglichte sie geregelte Besitzverhältnisse.

Über die Arbeitsgeräte und Bodennutzung erfahren wir von Werner Rösener¹⁾: „Die Bearbeitung der Felder erfolgte durch den Beetpflug mit Rädern, Sech und schollenwendender Schar, mit dem man auch die schweren Böden der Niederrheinzone bearbeiten konnte. Im Frühmittelalter waren die Felder noch überwiegend mit hakenförmigen Pfluggeräten bearbeitet worden, die den Ackerboden nur aufrissen und zur Einsaat nur unzulänglich vorbereiteten.“

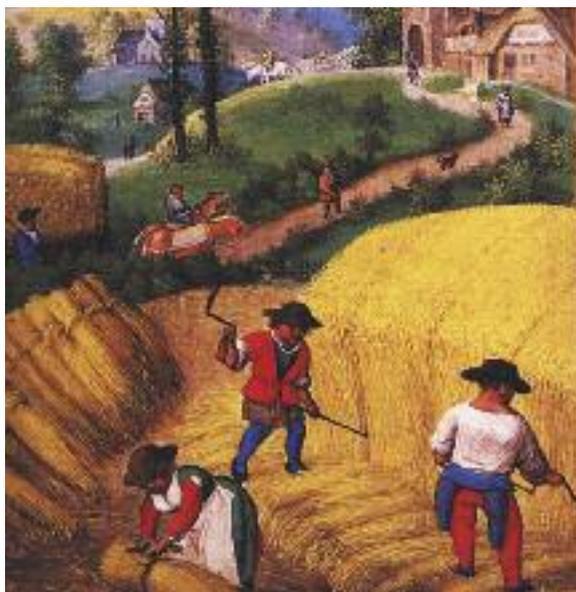
Erst mit dem Beetpflug, mit seiner bodenwen-

denden Arbeitsweise, ergaben sich wesentlich höhere Ernteerträge. Eine Grundvoraussetzung für die Ausbreitung des schweren Pfluges war eine verbesserte Zugkraft, da der Beetpflug eine weit höhere Zugleistung und Anspanntechnik erforderte als dies beim leichten Haken der Fall war. Dies wurde zum einen durch eine größere Anzahl von Pflugscharen und zum anderen durch die Ausnutzung der stärkeren Pferdekraft erreicht. Das ging einher mit der Entwicklung von effektiverem Zuggeschirr für Pferde und Ochsen in Form von Sielen, Kummern und Jochen. Während beim Pflug die Hauptteile, Schar und Sech, aus Eisen hergestellt waren, war die Egge noch ganz aus Holz hergestellt. Die hölzernen Zinken dieser sogenannten Rahmenegge waren in Balken befestigt, die durch Scheiden zusammengehalten wurden. Zur Getreideernte wurde im Frühmittelalter die Sichel benutzt. Erst im 12. Jahrhundert kam die Sense zur Grasmähd auf und ab dem 14. Jahrhundert wurde die Sense auch zur Getreide-



1) „Bauern im Mittelalter“, 4. Aufl. 1991, Seite 118–131

deerte eingesetzt. Das Dreschen des Getreides erfolgte in den Scheunen und erstreckte sich oft vom Herbst bis in den Winter hinein. Bereits im 13. Jahrhundert war der zweiteilige Dreschflügel weit verbreitet. Im 12. und 13. Jahrhundert erfolgten wichtige Neuerungen im landwirtschaftlichen Gerätwesen. Zu den Verbesserungen gehörten vor allem der Beetpflug, das Arbeitspferd mit Hufeisen und modernem Zugeschirr, die Grasmäh Sense, der Ackerwagen, der Dreschflügel, die Wasser- und Windmühle und nicht zuletzt die Dreifelderwirtschaft. Wir wissen aber viel zu wenig von der Verbreitung dieser Neuerungen. Denn Bauern reden wenig und schreiben nichts, und hätte nicht ein interessierter Mönch ab und zu die Arbeit auf den Feldern mit Pinsel und Feder festgehalten, bliebe nur der Acker selbst die Quelle. Dort schrieb der Bauer Jahr für Jahr auf seine Weise Geschichte.



Kalenderblatt August von Simon Bening, um 1515.

Das tägliche Brot

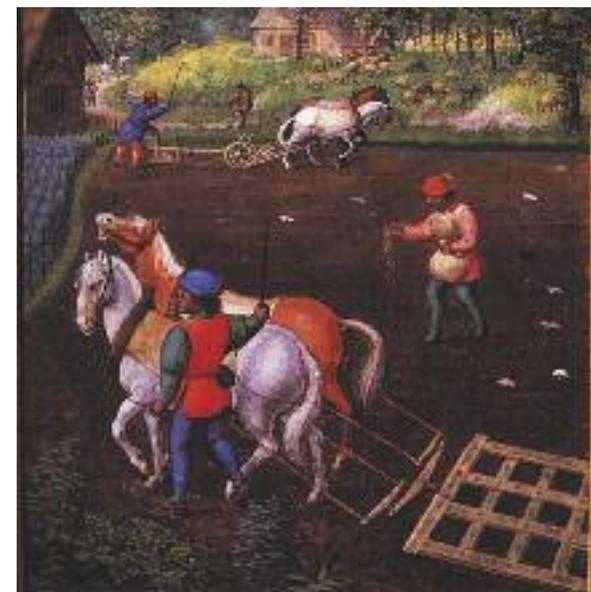
Wie sah es nun mit der Ernährungslage der Bauern im Spätmittelalter aus? Hier muss man zwischen den Nahrungsverhältnissen der verschiedenen Schichten der bäuerlichen Bevölkerung differenzieren. Das Lebensniveau der vielen kleinen und mittleren Bauern war trotz eingetretener Verbesserungen weiterhin dürrig und beengt. Alle Mitglieder der Bauernfamilie saßen zumeist in strenger Ordnung an einem großen Esstisch zusammen und aßen mit der Hand oder einem Holzlöffel aus der großen Gemeinschaftsschüssel. Das Geschirr bestand überwiegend aus Holz; mit Ausnahme der eisernen Messer waren Schüsseln, flache Platten, geschnitzte Löffel oder geböchterte Kannen aus Holz hergestellt. Seit dem 13. Jahrhundert kamen dazu noch Schüsseln und Krüge aus Ton. Neben Fladen und Brei gab es auf den Tischen verhältnismäßig selten Brot und Fleisch. Im Sommer gab es noch Wurzelgemüse wie Möhren und Steckrüben sowie Erbsen, Bohnen und Kraut. Aber immer war man von dem Ertrag der Feldwirtschaft abhängig. In Hungerjahren, besser gesagt in Hungerwochen vor der neuen Ernte, aß man Wurzeln und Gras.

Dorfleben im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit

Die mittelalterliche Dorfgemeinschaft ist als bäuerliches Sozialgebilde zu sehen, in dem man die Nöte des Alltags gemeinsam zu bewältigen versuchte, und in das der Einzelne schicksalhaft eingebunden war. Besonders durch die Dreifelderwirtschaft war es vonnöten, Regeln aufzustellen und durchzusetzen. Durch den Flurzwang musste bestimmt

werden, welche Felder bestellt und wann gepflügt, gesät oder geerntet wird. Dadurch sollten Flurschäden vermieden und Diebstählen vorgebeugt werden. Auch wurden die Arbeiten an gemeinsam genutzten Wegen und Flächen besprochen und verteilt. Jeder aus der bäuerlichen Gemeinschaft musste sich daran halten. Der Vorsitzende der Dorfgemeinschaft war der Grebe.

Der Grebe wurde in der Regel von der Herrschaft bestellt und war auch für das Erheben und Einsammeln der Abgaben verantwortlich sowie für die Weiterleitung an das Rentamt. Das finden wir wieder beim Streit zwischen Pfarrer Molitor, dem Greben und den Bauern. Die Abgaben von Harle flossen nach Felsberg und Fritzlar. Er war auch für die Einhaltung der Ordnung und Sicherheit verantwortlich und organisierte die zu leistenden Frondienste der Bauern an die Grundherren.



Kalenderblatt September von Simon Bening, um 1515.

Dörflicher Alltag im 16. und 17. Jahrhundert

Das bäuerliche Leben unterschied sich stark nach dem Stand, zum einen gab es die Hofbesitzer und Bauern, genannt „Ackerleute oder Hüfner“, dann gab es die Kleinbauern, genannt „Ködener“ oder „Kötter“²⁾. Hauptunterscheidungsmerkmal ist bei diesen Bezeichnungen, ob jemand in seinem landwirtschaftlichen Betrieb Geschirr und Pferde hat. Eine eindeutige Unterscheidung zwischen Ackerleuten und Köttern war durch den Landbesitz gegeben und lag bei einer Hufe. (Die Größe einer Hufe betrug etwa 30 Kasseler Acker, vier Acker entsprachen ungefähr einem Hektar).³⁾ Die Kötterfamilien mit geringem landwirtschaftlichen Besitz lebten in kleinen Häusern, zusammen mit dem Vieh unter einem Dach, zumeist auch in einem Raum. Die Feuerstelle bildete den Mittelpunkt, einen Schornstein gab es nicht, der Rauch zog durch das Dach oder durch Fenster oder Türe ab. Auf den größeren Bauernhöfen lebten die Menschen vom Vieh getrennt. Im Wohnhaus gab es die Küche mit Schornstein, Stube und Kammern. Die Fenster waren verglast. Im Gegensatz zu den armen Leuten schlief man nicht auf dem Boden, sondern in hohen Betten. Zu den beiden dörflichen Sozialschichten Ackerleuten und Köttern kamen noch die „Beisassen“ als zur Miete wohnender haus- und grundbesitzloser Bevölkerungsteil, der in der Hierarchiefolge unterhalb der Kötter angesiedelt war. Zu der dörflichen Gemeinschaft zählten aber

auch das Gesinde, Knechte und Mägde, die unverheiratet in der Hausgemeinschaft der Bauern lebten. Dann gab es noch die Tagelöhner, die sich während der Ernte oder bei anderen Arbeiten auf den Bauernhöfen verdingten. Sie lebten in kleinen Hütten und fristeten ein karges Dasein, immer am Existenzminimum. In den Dörfern hatte sich zwischenzeitlich eine arbeitsteilige Gesellschaft entwickelt, sodass auch Handwerker ihr Auskommen hatten. Auch hier gab es Abstufungen, am angesehensten waren die Schmiede und Müller, am Ende der Hierarchie fanden sich Weber, Schneider und Schuster; die Gerber und die Abdecker zählten bereits zu den unehrlichen Berufen.⁴⁾ Auch die Handwerker hatten Landbesitz und betrieben neben ihrer Haupttätigkeit noch etwas Landwirtschaft. Zur Dorfgemeinschaft gehörten auch der Pfarrer und der „Opfermann“ (Küster). Der Opfermann war aber auch später der Dorfschullehrer. Die bäuerliche Arbeit umfasste in der Regel sowohl Ackerbau / Bodennutzung wie Viehzucht/Viehhaltung und die verschiedenen Haus- und Heimarbeiten. Roggen war die in Deutschland am meisten angebaute Getreideart, dann folg-

ten Gerste, Hafer und Weizen. Aus ihnen wurde Brot gebacken und Brei gekocht. Getreide wurde in der Feldflur angebaut, während die Gartengewächse wie Kohl, Spinat, Salate, Möhren, Rüben, Bohnen, Erbsen und Linsen zumeist in eigenen Gärten angepflanzt wurden.

Das Pflügen galt als schwere Arbeit. Es diente nicht nur dazu, eine Saatfurche zu ziehen, sondern vor allem dazu, das Unkraut zu entfernen, deshalb wurde zumeist mehrmals gepflügt. Gezogen wurde der Pflug von Pferden oder Ochsen. Dem Pflügen folgte das Düngen. Verwendet wurde Schafmist, Abtrittsdünger (Abort), Schweine-, Pferde- und Rinderdung. Der Misthaufen vor dem Haus war eine Selbstverständlichkeit und Stolz des Hofes.

Vor oder unmittelbar nach dem Säen wurde der Acker gegegt. Geerntet wurde mit der



Johannes Reitze mit seinem Kuhgespann in den 1930er Jahren.

2) Herbert Reyer, Die Dorfgemeinde im nördlichen Hessen, Seite 24, Salbuch Amt Felsberg 1555

3) Brigitta Vits, Hüfner, Kötter und Beisassen, Kassel 1993, Verein für hessische Geschichte und Landeskunde

4) Richard van Dülmen, Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Bd. 2, Dorf und Stadt, 1992

Sichel oder der Sense. Größere Höfe kannten nur die Sense, die sich wegen der größeren Effektivität im Laufe der Zeit auch bei kleineren Bauern durchsetzte. Während das Pflügen, Düngen und Säen der Bauer noch allein bzw. mit seinen Knechten bewerkstelligte, wurden bei der Ernte alle Kräfte eingesetzt, oft zudem noch Tagelöhner. Nach dem Dreschen mit dem Flegel in der Scheune wurde das Wirtschaftsjahr mit einem Fest abgeschlossen.

Bei der Viehhaltung kam es auf die Größe des Hofes an. Besonders bedeutend für einen Hof war das Pferd; es diente überwiegend als Zugtier, war aber teuer in der Unterhaltung. Für die Ernährung wichtiger war die Rinderhaltung, wobei nicht allein die Fleischerzeugnisse eine Rolle spielten, sondern vor allem die Milch und Käseproduktion, ohne die kein Haushalt auskam. Fast jeder Bauer hielt auch Schweine. Jeder Hof besaß Federvieh, Gänse, Enten, Hüh-

ner, neben der Eierproduktion vor allem zum Fleischverzehr. Die Kuh der armen Leute im Dorf war die Ziege. Hier und da hielten Bauern Bienenstöcke, denn Honig und Bienenwachs hatten einen hohen Marktwert.

Gemeinschaftlich gehalten wurden Schafherden, die außerhalb der Ortschaft von Schafhirten betreut wurden. Bäuerliche Arbeit bedeutete aber nicht nur Arbeit auf dem Feld. Einen ganz beträchtlichen Aufwand erforderten die Tätigkeiten im Haus, die überwiegend von der Bäuerin und den Mägden geleistet wurde: Kochen, Brotbacken, Melken und Milchverarbeitung, Reinigen, Waschen, auch Flachs und Wolle verarbeiten, Spinnen und Wassertragen aus dem jeweiligen Brunnen. Die Männer hatten für die Holzbeschaffung zu sorgen, für die Reparatur und Herstellung der Arbeitsgeräte, aber auch das Flickern der Schuhe.

Harle im Dreißigjährigen Krieg 1618 – 1648

Harle hatte wie fast alle umliegenden Dörfer unter den Schrecknissen und katastrophalen Folgen des Dreißigjährigen Krieges sehr zu leiden. Immer wieder zogen Heerscharen durch, brandschatzten, mordeten und beraubten das Volk, das Land wurde verwüstet. Sobald die Harler der Heerscharen gewahr wurden, zogen sie mit allem, was sie hatten, in den Harler Wald. Sie konnten aber nicht verhindern, dass ihr Dorf, ihre Anwesen und auch die Felder verwüstet wurden. Es begann im Jahr 1623 mit Plünderungen der Tillyschen Truppen. 1625 zogen die Wallensteinischen Heere durchs Land, besonders die Truppen des „Mordbrenners“ von Merode suchten die Bevölkerung heim. 1632 wiederum war es Tilly und 1636 waren es die kaiserlichen Truppen des Feldherrn Johann von Götz, der die Homberger Burg belagerte. 1637 kam die Heimsuchung durch den bayerischen General de Werth mit seinen kroatischen Soldaten. Auch Harle wurde nicht verschont, bis auf die Kirche, das Pfarrhaus und das sogenannte Wagnersche Haus wurde Harle zerstört.

Im Jahre 1639 wurde durch die Landgräfin Amelie Elisabeth eine Bestandsaufnahme veranlasst, um festzustellen, wie viele Haushalte es noch gab, wie viel Vieh noch vorhanden war und wieviel Winterfeld bestellt wurde. Davon zeugt ein Verzeichnis der Hausgesessenen des Grebenstuhl Harla von 1639. Wer übriggeblieben war nach den Verheerungen des Kroatenjahres, zeigt die folgende Aufstellung:



Pferdegespann zieht einen Binder. Im Hintergrund der Küllberg.

Heintze Buchener besaß noch ein Pferd,
 und hatte 9 Viertel Getreide ausgesät
Bobel Martorf hatte 8 Metzen ausgesät,
Caspar Martorf besaß ein Pferd und
 hatte 3 Viertel und 8 Metzen ausgesät
Curt Monheupt hatte 2 Viertel ausgesät
Caspar Eckhart besaß ein Pferd und
 hatte 4 Viertel ausgesät
Adam Michel hatte 3 Viertel ausgesät
Hanß Heyne hatte 1 Viertel ausgesät
Henrich Fenge konnte nichts aussäen
Johann Heymel hatte 8 Metzen ausgesät
Henrich Metzke besaß 2 Pferde, 1 Halb-
 geschirr und hatte 10 Viertel ausgesät
Peter Schmidt hatte 2 Viertel ausgesät
Heymel Klappertasche hatte 8 Metzen
 ausgesät
Wederholt Ebert hatte 2 Pferde, 1 Halb-
 geschirr und hatte 11 Viertel ausgesät
Curt Knauff hatte 1 Viertel ausgesät
Henrich Klappertasche hatte 8 Metzen
 ausgesät
Herman Altecuntze besaß 1 Pferd und
 hatte 6 Viertel ausgesät
Hanß Happel hatte 1 Viertel ausgesät
Johann Röhmer hatte 1 Viertel ausgesät
Herman Wicke hatte 2 Viertel und 8
 Metzen ausgesät
Georg Zückelamb hatte 2 Viertel ausge-
 sät
Johann Pilgrim hatte 1 Viertel und 8
 Metzen ausgesät
Johann Hauße hatte 4 Viertel ausgesät
Curt Harlen Erben hatten 4 Viertel ausge-
 sät
Johann Wicken Erben hatten 1 Viertel
 und 8 Metzen ausgesät

Nach dieser Bestandsaufnahme gab es in Harle noch 25 Haushalte mit zirka 100 bis 130 Personen und erstaunlicherweise werden noch 8 Pferde aufgeführt. Dafür gab es in der ganzen Ortschaft keine Kuh, kein Schaf, kein Schwein und keine Ochsen. Alles hatten die Marodeure geplündert. Ausgesät ins Winterfeld wurden 72 Viertel und acht Metzen Getreide. (Ein Viertel hatte 16 Metzen, eine Metze waren 12 1/2 Pfund).⁵⁾ Aber auch in den darauf folgenden Jahren bis ins Jahr 1640 kam es zu weiteren Heimsuchungen. Erst nach Ende des Dreißigjährigen Krieges konnte wieder geplant und gebaut werden, endlich ging es wieder bergauf. Im ältesten Kirchenbuch von Harle aus dem Jahre 1657 sind schon wieder 44 Haushalte aufgeführt.

Bäuerliche Wirtschaft im 18. und 19. Jahrhundert

Genauerem Einblick in die dörflichen Verhältnisse von Harle können wir erst nehmen, wenn sie wirklich einmal zu Papier gebracht wurden, wie in der „Speciale Beschreibung der Dorfschaft Harla Ampts Feßberg“ von 1747.⁶⁾ Daraus erfahren wir, dass nach der Vermessung der Feldflur von 1685 und des Waldes im Jahr 1694, die gesamte Gemarkung aus 1170 3/8 Acker, 3 1/48 Ruten an Land, 277 7/8 Acker, 4 1/12 Ruten an Wiesen und Gärten, 22 1/4 Acker, 4 5/12 Trieschern und Gemeinewald bestand. Die Qualität wird wie folgt beschrieben:

5) Chronik Hebel, Seite 36

6) Hess. Staatsarchiv Marburg, Bestand Kataster I Harle B 1



Adam Eubel auf einem Grasmäher bei der Getreideernte.

A22

Situation des Feldes und dessen

Qualitas Interieur.

Lieget die zu diesem Dorfe gehörende Feldmark meist eben, außer einiger Länderei so hinter dem Dorfe nach und an den Harler Berg herlieget ist etwas abhängig. Daher die starken Regen einigen Schaden daran verursachen. Der Grund und Boden der ebenliegenden Länderei ist ziemlich gut, sowohl an sich selbst als hier rein gebrachte Kultur. Die nach und an den Harler Berg zu liegende Länderei aber ist etwas trocken und gallig. Nachdem die hiesige Länderei hinlänglich kultiviert, ist solche auch zu ziemlicher Erträglichkeit gebracht worden, so daß dieses Dorf nach Unshausen das Beste im Amt Felsberg mit ist.

Da nun wie schon gedacht die am Harler Berg herliegende Länderei denen starken Schlagregen und daher rührenden Wassergüssen exponiert, so sind die an der Schwalm herumgelegenen Ländereien den Überschwemmungen des Schwalmstromes welche öfters vielen Schaden verursacht, gar sehr unterworfen.

Mit dem Wildfraß hat es zwar hier nicht ganz zu viel zu bedeuten, müssen jedoch das Feld durch 2 Feldhüter bewachen lassen.

Die Wiesen liegen meist eben und an der Schwalm herunter und sind von guter Erträglichkeit.

Sonst sind die hiesigen Güter teils Erb und teils Lehensgüter und jederzeit gnädigster Herrschaft denen in vorigen Absatz gemeldeten Freigütern contributables geworden. Der Ort hatte 377 Einwohner, wovon die Überzahl von der Landwirtschaft lebte. Die

Bauern konnten den Harler Wald zur Mästung von Schweinen nutzen, so wurden übers Jahr bis zu 50 Schweine fett. Die Nutzung der gemeindeeigenen Huteflächen war genau geregelt, zuerst kamen die Schweine und Gänse auf die Flächen, dann das Zugvieh, danach Schafe und Kühe. Im Ort vorhanden an Gespannen bzw. Wagen waren: 1 Sechsspänner, 9 Vierspänner, 7 Dreispänner, 13 Zweispänner, also in Summe 30 Wagen. An lebendem Inventar waren aufgelistet 78 Pferde, 111 Kühe und 530 Schafe. Zur Aussaat und Ernte werden konkrete Angaben gemacht:

A 24

Kornaussaat.

Werden auf einem gemessenen Acker zu 150 Quatratruten⁷⁾ an Homberger Gemäßes und zwaren auf dem besten, dem mittleren und dem schlechten 4 mz.⁸⁾ thut 5 mz. Kasseler Maß.

A 25

Kornernte und Gewicht.

Wird in denen allerbesten Jahren auf einem solchen Acker geerntet und zwar von dem besten 60 von dem mittleren 38 und dem schlechten 20 Garben. Aus einem Schock sothaner Garben gedroschen 2 Viertel, 13 mz. Homberger Maß. 3 Viertel, 8 $\frac{1}{4}$ Kasseler Maß und wieget ein hiesiges Viertel 2 Zentner, 20 Pfund.

A 26

Gerstenaussaat und Ernte.

Aber wird dahier nur auf die Beste und mittelmäßige Länderei Gerste gesät und zwar auf den Acker des besten 4 mz. auf den mittleren 4 $\frac{1}{4}$ mz. Homberger, oder 5 und 5 $\frac{5}{8}$

mz. Kasseler Maß und gleichmäßig in den besten Jahren geerntet vom besten 55 vom mittleren 30 Gebunde und aus deren 60 gedroschen 3 Viertel Homberger, oder an Kasseler Maß 3 Viertel, 12 Metzen.

A 27

Haferaussaat und Ernte.

Pflanzt man hierselbst auf teils mittelmäßige und teils schlechte Äcker und zwar auf einen der mittleren und der schlechten 5 Metzen Homberger Maß, oder 6 $\frac{1}{4}$ Metzen Kasseler Maß aus und bei der Ernte Gebunde auf dem mittleren 30 und auf dem schlechten 10 Garben. Aus einem Schock aber sothaner Garben gedroschen. 3 Viertel, 12 Metzen Homberger Maß thut 4 Viertel 11 Metzen Kasseler Maß, nämlich aus jeder Garbe 1 Homberger Metze Hafer.

A 29

Wiesen Maß.

Sind hiesige Wiesen durchgehend 2 schürig, tragen meist süßes und gutes Gras und wachset in denen besten Jahren auf einem Acker deren besten 12 Zentner Heu und 6 Zentner Grummet. Auf dem mittleren 6 Zentner Heu und 3 Zentner Grummet. Auf dem schlechten 3 Zentner.

Zu den übrigen Punkten dieser Vorbeschreibung zum Lager-, Stück- und Steuerbuch von Harle aus dem Jahre 1747 siehe den Beitrag von Armin Sieburg.

7) 150 Quatratruten = 1 Acker

8) mz. = Metze (Fruchthohlmaß)

Dorfleben im 20. Jahrhundert oder: wie es früher war

Auf einem Bauernhof, ob groß oder klein, lebten alle Generationen unter einem Dach. Ob Kind oder Greis, alle waren in die Arbeit mit einbezogen. Zu den Familienangehörigen kamen noch Knechte und Mägde und je nach Arbeitsanfall auch noch Saisonarbeitskräfte. Besonders die Frauen aus dem Dorf halfen während der Hauptsaisonzeiten mit. Im Gegenzug wurde ihnen von den Bauern beim Bestellen der Felder geholfen. Als Beispiel soll uns hier der Bauernhof Emde dienen, Georg Emde (Bressingens Georch) erzählt:

„Auf unserem Bauernhof, der zirka 15 Hektar umfasste, davon 12 Hektar Eigentum und 3 Hektar Pachtfläche, lebten zirka 6 bis 8 Personen. Von meinem Vater habe ich keine große Erinnerung, weil er im Krieg gefallen ist. Im Wesentlichen wurde der Bauernhof von meiner Mutter bewirtschaftet unter Hilfe meiner Großeltern. Dazu kamen ein Knecht und eine Magd. Aber auch wir Kinder mussten kräftig mit anpacken. Wie schwer früher die Zeiten waren, soll am Beispiel des Großvaters Jutzi dargestellt werden. In dessen Kindheit (um 1900) musste er schon schwer arbeiten, vor der Schule lieferte er mit seinem Gespann, vor allem im Winter, Schotter für Straßenbauarbeiten zu den jeweiligen Ausbaustrecken. Das alles, damit die Schuldenlast für eine Leibrente jährlich geleistet werden konnte. Und wie es dann manchmal das Schicksal so mit sich bringt: die Tante, für deren Aufenthalt der Hof aufkommen musste, wurde uralte. Aber auch nach der Schule ging es gleich weiter, denn da war bereits ein Wagen voll Mist geladen

und musste auf den Acker gefahren werden. Während der Kriegszeiten war uns, wie bei vielen Höfen in Harle, ein polnischer Kriegsgefangener zugewiesen. Dessen Status war der eines normalen Hofknechtes, obwohl restriktive Anweisungen bezüglich der Kriegsgefangenen bestanden, z.B. sollten die Kriegsgefangenen nicht zusammen mit den übrigen Hofbewohnern an einem Tisch essen. Aber danach richtete sich niemand, auch die übrigen Kriegsgefangenen im Dorf waren solchen Einschränkungen nicht unterworfen und waren mehr oder weniger in das Dorf- und Arbeitsleben integriert. Während der Winterzeiten trafen sich abends alle Zwangsverpflichteten auf dem Hof Emde, weil dort die

einzige Kammer war, die man beheizen konnte. Dort wurden dann für die Kinder Holzspielzeuge wie Lokomotiven, Wagen und Pferde gebastelt.

Auf unserem Hof hatten wir als Zugtiere zwei Pferde. Dazu kamen 6 Milchkühe, zirka 20 Schafe, 10–15 Schweine, 20 Hühner und 8 Gänse. Angebaut wurden zirka 5,00 Hektar Weizen, 3,50 Hektar Roggen, 2,00 Hektar Hafer, 0,75 Hektar Kartoffeln, 0,75 Hektar Runkelrüben, 0,50 Hektar Zuckerrüben, 0,50 Hektar Luzerne/Klee, dazu kamen noch 2,00 Hektar Wiesen. In den 1940er und 1950er Jahren wurden in geringem Umfang auch Mohn und Flachs angebaut. Von den Wiesen wurden Heu und Grummet geerntet. Im Übr-



Von links: Hufschmied Georg Lengemann, Justus Köster und Arnold Köster beim Hufbeschlagen.

gen wurde in Harle früher keine oder nur in ganz geringem Umfang Gerste angebaut. Auch Sommerweizen und Sommergerste wurden so gut wie gar nicht angebaut. Unsere Schafe wurden im Frühjahr dem Schäfer mitgegeben und im Herbst brachte er sie wieder mit und sie kamen über den Winter in den Stall. Alle Schafe waren unterschiedlich gekennzeichnet, unsere hatten z.B. am rechten Ohr die Spitze ab und unten noch eine Lücke, so konnte man sie immer rausfinden. Im Frühjahr, wenn es rausging, waren noch keine Pferche da und die Schafe kamen jeden Tag abends nach Hause, und mittags kamen sie wieder raus zum Schäfer. Die Dorfstraßen sahen dementsprechend beschissen aus.“ Schäfer Jakob Jäger begann am Mittag in der Hundegasse und sammelte nach und nach die Schafe ein. Georg Emde erzählt, wie es zuging, wenn die Schafe abgeholt wurden:

Erscht komen die von Platten, dann innse, Eberts, Gerhards Paul sinne zwee Stegg, dann die von Mechers, Dilchers, Fackiners, Pittjes, Momers, Heijerjen, Assmussens, dann machte er sich der Mellgasse nobb. (Simmens ähre Schofe wurden vom zweiten Schäfer in Harle Freudenstein gehut.) Obeds stüng dann schon Momers Mann mit der Scherze on der Ecke und passte off, dass sinn Liesel in den Stall kom. Wenn die Schofe gelammet hatten, passierte es mänchmol, dass ehn Lamm med in den falschen Stall leff, dann plärte dos Schoof de gänze Noocht, meh kunnte keen Öje zumachen. Die Schofe kennten den Wech genau und off dem Backofen musste der

Jakob schon offpassen, dann schossen die Schofe onn emme vorbie, weil daheme schon die volle Kreppe stüng.

Die anfallenden Arbeiten auf einem Bauernhof werden durch die Jahreszeiten vorgegeben. Der jährliche Kreislauf von Säen und Ernten beginnt im Frühjahr mit dem Abschleifen der Winterfurche. Das verhindert das Austrocknen und war Vorbereitung zur Frühjahrsbestellung. Wenn im Winter die Saaten hochgefroren waren, mussten sie im Frühjahr angewalzt werden. Auf das abgeschleifte Feld wurden Thomasmehl und Kali mit dem Walzenstreuer ausgebracht und auf das Wintergetreide wurde Kalkammonsalpeter mit der Hand gestreut. Zur Vorbereitung der Saat musste das Land mit den Pferden, Ochsen oder Kühen zweimal geeegt werden. Der Hafer wurde Ende März/Anfang April ausgesät. Anfang April wurden auch die Zucker- und Runkelrübensamen gelegt, man verwendete dafür auch die gleiche Sämaschine, jedoch mit zusätzlichen Druckrollen. Durch das mehrkeimige Saatgut mussten später mehrere Arbeitsschritte erfolgen. Die Rüben wurden einmal mit der Hackmaschine durchgezogen, dann mit der Handhacke bearbeitet. Die Hackmaschine wurde eingesetzt für das Unkraut in den Rüben und im Hafer gegen Disteln und Kamille. Die Hackmaschine von Emdens wurde mit Brandaus 22er Fendt-Dieselroß gezogen, weil der nicht so breite Räder hatte und die Pflanzenreihen beschädigte. Beim Durchziehen durch die Rüben wurden spezielle Schutzrollen angebaut, damit die Rübenreihen nicht zugeworfen wurden. Das

heißt, das Unkraut wurde ausgehackt und die Rüben vorvereinzelt. Die Hauptarbeit kam dann und war zumeist die Arbeit der Schulkinder. Die Rüben mussten vereinzelt werden, und dazu rutschte man über das Feld, nahm eine oder zwei Reihen Rüben und zog die beim Verhacken doppelt stehengebliebenen Pflanzen aus. Für die Kinder war es zumeist die einzige Möglichkeit, sich ein Taschengeld dazuzuverdienen. Wenn danach wieder das Unkraut überhand nahm, musste nochmals mit der Handhacke drüber gegangen werden. Mitte April wurden die Kartoffeln gesetzt. Dazu wurden mit einem Reihenzieher Pflanzrillen gezogen und dann im Abstand von zirka 35 Zentimeter je eine Saatkartoffel eingelegt. Dann wurde mit dem Häufelpflug die Rille wieder zugeackert. Als Düngung wurde Ammoniak gestreut, Unkraut wurde mit dem Häufelpflug und mit der Kartoffelhacke entfernt. Bis Mitte Juni mussten die Kartoffelreihen mit dem Häufelpflug hochgezogen werden.

Die Unkrautbekämpfung in den Getreidefeldern war zumeist Handarbeit. Der Hederich und die Disteln mussten ausgerupft werden, wobei Jung und Alt helfen musste.

Erst in den 1960er Jahren wurde von der Raiffeisenkasse eine Pflanzenschutzspritze angeschafft mit zirka 300 Liter Inhalt, die von einem Pferd gezogen wurde. Damit wurde das erste Pflanzenschutzmittel U46 zur Unkrautbekämpfung eingesetzt. Das war natürlich eine große Erleichterung zu der bisherigen Handarbeit.

Mitte Juni wurde Heu gemäht, Anfang des Jahrhunderts mit der Sense, ab den dreißiger Jahren mit dem Grasmäher. Das Heu musste

immer wieder gewendet werden, anfangs noch alles per Handrechen, später wurden schon Heuwender und Pferderechen eingesetzt. Wenn das Heu trocken war, wurde es zum Aufladen in lange Mahden zusammengereicht und auf Leiterwagen geladen. Dazu war eine Person, meist eine Frau, auf dem Wagen. Die Männer gabelten das Heu auf, stemmten es auf den Wagen, dort wurde es lagenweise aufgeschichtet. Um das Heu festzuhalten, kam ein langer Baumstamm als Heubaum längs darüber und wurde festgezurr. Dann ging es nach Hause in die Scheune und musste vom Wagen auf den Heuboden durch die Bodenluken gegabelt werden. Später gab es dafür Heugreifer, die das Heu nach oben beförderten. Im Spätsommer erfolgte ein zweiter Schnitt der Wiesen, das war das Grummet. Während das Heu vorwiegend für die Pferde war, wurde das Grummet ausschließlich an das Rindvieh verfüttert. Ab Mitte Juli begann die Getreideernte, Anfang des Jahrhunderts noch mit Sensen, die einen speziellen Anbau (Flottch) hatten, später wurden umgebaute Grasmäher eingesetzt. Nach dem Mähen wurden die Getreidehalme vom Boden aufgenommen und mit Seilern aus dem Getreidestroh zusammengebunden, anschließend zu Hügeln aufgestellt. Das Getreide musste nicht geerntet werden, wenn es vollreif war, sondern die endgültige Trocknung erfolgte in den aufgestellten Hügeln. Durch den Selbstbinder mussten später die Garben nicht mehr mühsam mit der Hand zusammengeklaut und gebunden werden. Der Hof Emde besaß z.B. einen Binder, der mit einem Benzinmotor angetrieben wurde. Damit war es möglich, den Binder mit nur zwei

Pferden zu ziehen, ansonsten wären drei bis vier Pferde nötig gewesen, um die Mechanik dieses schweren Erntegerätes zu bewegen. Nach dem Krieg war das Benzin rationiert und man bekam nur, was einem auf Grund der abzuerntenden Fläche zustand. Mit dem Bezugsschein und mit einem kleinen Handwagen mit zwei, drei Kanistern holte dann Georg Emde das Benzin bei der Firma Kahl in der Bahnhofstraße in Wabern ab. Damit das Benzin für den Ernteeinsatz des Binders bei der Weizen- und Haferernte reichte, wurde der Roggen, der lag, mit dem Grasmäher abgemäht. Lediglich das Aufstellen zu Hügeln war noch Handarbeit. Dies war eine erhebliche Erleichterung. Wenn die Garben trocken

waren, wurden sie auf die Erntewagen gegabelt und in die Scheune gefahren. Gedroschen wurde meist sofort nach der Ernte, weil die Lagermöglichkeiten nicht ausreichten, um alles erst im Winter zu dreschen. Natürlich wollte jeder zur gleichen Zeit dreschen und es war nicht einfach, dies alles abzustimmen. Die größeren Betriebe droschen auf dem Hof, wo die Dreschmaschine ein bis zwei Tage im Einsatz war. Bei so einem Einsatz waren viele Hände vonnöten, die die eingelagerten Garben wieder herunter holten, auf der Dreschmaschine einlegten, das Stroh abnahmen, die Spreu zusammenrafften, die Strohgebunde wieder auf den Boden gabelten und einlagerten.



Grasmahd mit der Sense am Schwalmufer.

Nicht zu vergessen die kräftigen Hände und Schultern, die die manchmal 100 Kilogramm schweren weißen Getreidesäcke, gefüllt mit Roggen, Gerste, Weizen oder Hafer über steile Treppen auf den Getreideboden tragen mussten, eine Knochenarbeit.

Bauern, die nicht so viel zu dreschen hatten, brachten ihre Fuhre zum Raiffeisenschuppen, wo die Dreschmaschine für die kleineren landwirtschaftlichen Betriebe bereitstand. Wenn dort gedroschen wurde, standen oftmals mehrere Fuhrwerke an und mussten warten, bis sie drankamen.

In den 1930er Jahren kam die Dreschmaschine von Niedermöllrich, sie wurde noch mit einer Dampfmaschine angetrieben. Wenn die Maschine nicht richtig lief, wurde der Maschinist Riemenschneider aus Niedermöllrich

verständigt, der sogleich mit langen Schritten durch die Wiesen gelaufen kam um zu helfen.

Nach dem Krieg wurde von der Raiffeisenkasse eine Dreschmaschine angeschafft, die mit elektrischem Strom angetrieben wurde. Der Strom wurde mit langen Stangen von der Freileitung abgenommen und auf die erforderliche Spannung transformiert. Bei der ersten Dreschmaschine war die Strohpresse ein Extrateil, das hinten angeschlossen wurde. Da dies eine sehr aufwändige Installation war, freute man sich über die zweite Dreschmaschine, nun waren der Antrieb und die Strohpresse integriert. Die Dreschmaschine wurde von einem Maschinisten betreut, in Harle waren das abwechselnd Christian Bäcker, Konrad Keim, Karl Botte III und Christian Gude.

Nach der Getreideernte wurden mit dem Schälpflug die Stoppeln flach umgeackert. Je nachdem, was im folgenden Jahr angebaut werden sollte, wurde vorher Mist auf die Stoppelfelder gefahren, der dann mit der Gabel ausgebreitet wurde. Diese schwere Arbeit wurde später durch die aufkommenden Miststreuer wesentlich erleichtert.

Ab Mitte September begann die Kartoffelernte, dazu wurden die Kartoffeln mit dem Kartoffelpflug, später mit dem Kartoffelroder, ausgeackert. Die Kartoffeln wurden meistens von Frauen reihenweise aufgelesen und in Säcke geschüttet. Am Abend wurden die Kartoffeln auf den Wagen geladen und nach Hause in den Kartoffelkeller verbracht. Bei dieser Arbeit waren viele Hände nötig und die Aushilfen bekamen für ihre Arbeit zumeist



Getreideernte mit der Sense. Maria Hasch und Adolf Hoppe ...



... und moderner mit der Mähdrescher, vorne sitzend Ernst Otto.

einen Anteil an den Kartoffeln, so dass sie übers Jahr versorgt waren mit diesem Grundnahrungsmittel. Aber die Arbeit auf dem Kartoffelfeld war nicht nur mühsam, es war auch sehr unterhaltsam, man nutzte die Gelegenheit, um sich über Neuigkeiten auszutauschen. Das gemeinsame Mittagssmahl im Feld wurde immer freudig begrüßt, genauso wie die Kaffeetafel nach getaner Arbeit.

Wenn die Kartoffeln abgeerntet waren, wurde das Kartoffelkraut zusammengeeggt und verbrannt. Ein Teil der dabei gelesenen Eggekartoffeln wurde in der Asche des Kartoffelkrauts gegart und auf dem Feld verspeist. Ein großes Fest und besonders bei den Kindern beliebt. Die Felder für die Getreidesaat wurden tief

geackert, wobei ein Gespann mit zwei Pferden am Tag zwei Morgen schaffte. Daher der Begriff „Morgen“, als Flächeneinheit für einen Morgen Arbeit. Ende September wurde die Wintergerste und ab Anfang Oktober der Roggen gesät.

Anfang Oktober begann auch die Zuckerrübenenernte. Dabei wurden die Zuckerrüben mit einem speziellen Pflug ausgeackert. Bevor es diesen Pflug gab, mussten sie mühselig mit einer speziellen Gabel, dem Rübenzieher, ausgegabelt werden. Vorher wurde aber das Rübenkraut mit einem Stielmesser entfernt. Das Rübenkraut bekamen Kühe und Rinder über den Winter als Futter, die Zuckerrüben wurden zusammengelesen und zur Lieferung

in die Zuckerrübenfabrik auf Wagen geladen. Die bei der Rübenverarbeitung anfallenden Trockenschnitzel waren ein begehrtes Zusatzfutter für das Rindvieh.

Auch die Runkelrübenenernte war überwiegend Handarbeit. Die Rüben wurden per Hand ausgerissen. Danach legte man sie in Reihen und die Blätter wurden mit Hackmessern von der Rübe getrennt. Die Runkelrüben wurden als Winterfutter in große Mieten eingelagert und mit Erde frostsicher abgedeckt. Ebenso wurden die Blätter in Mieten für den Winter gelagert, sie wurden an das Milchvieh verfüttert. Ab Mitte Oktober wurde auf den abgeernteten Hackfruchtflächen der Weizen ausgesät. Auf den erst im Frühjahr zu bestellenden Flä-



Stolz zeigt Heinrich Köster bei der Rübenenernte ein besonders gut geratenes Exemplar.



Kartoffellose mit zahlreichen Helferinnen. Von links die zweite ist Brunhilde Spangenberg, daneben Maria Ludolph, ganz rechts steht Anna Elise Bäcker.

chen wurde mit der Winterfurche begonnen. Das zog sich manchmal bis ins Frühjahr hin, weil immer wieder Mist oder Jauche auf die Felder gefahren werden musste. Aber auch im Winter gab es auf einem Bauernhof immer etwas zu tun. Das Vieh musste ja versorgt werden und fällige Reparaturarbeiten konnten jetzt ausgeführt werden. Die Bauern waren auch beim Holzeinschlag im Interessentenwald tätig, denn fast jeder Bauer besaß auch einen Anteil Wald.

Für die Feldbestellung sind heute noch im Wesentlichen die gleichen Arbeiten vonnöten. Während früher auf einem Betrieb von 15 Hektar etwa acht Leute tätig waren, wird heute ein landwirtschaftlicher Betrieb von 100 Hektar nur von einem bis drei Mitarbeitern bewältigt, je nachdem, in welchen Bereich sich dieser Betrieb spezialisiert hat.

Während früher auf einem Bauernhof alle vorkommenden Nutzhieharten wie Schweine und Kühe sowie das Kleinvieh Hühner, Enten und Gänse gehalten wurden, hat die Mehrzahl heutiger Betriebe nur eine Art von Nutzhieh, aber diese in großer Stückzahl. Durch die Konzentration auf wenige Betriebe, die überleben konnten, sowie die Industrialisierung der Landwirtschaft hat sich die Dorfgesellschaft innerhalb weniger Jahrzehnte grundlegend gewandelt. Die Rasanz dieser Entwicklung kommt sehr deutlich zum Vorschein, wenn man zirka 40 bis 50 Jahre zurückgeht und die bäuerlichen Betriebe mit dem heutigen Stand vergleicht.



Viele Hände sind beim Rübenvereinzeln nötig.



Otto Reitze und seine Mutter Maria Reitze, die die Rotbunte führt, pflügen ihren herbstlichen Acker.

Bäuerliche Betriebe in der Vergangenheit und Gegenwart

früher			heute	
Straße	Besitzer	Hofname	Straße	Besitzer/in
Iesfäld	Friedrich Apel Johannes Griesel Heinrich Eckhardt Wilhelm Eubel Christian Rößler Walter Eichel	Schmädtz Griesels Deetsche Eubels Otten Ahle Pärnersch	Gensunger Straße	Helmut Jäger Reinhard Jäger Edith Rößler
Dorfstrohse	Karl Ast Martin Witzel Willi Schade	Semmens Hansmanns Wicken	Sälzerweg Reinhardslindenweg	Hans Ast Wolfgang Wiegand
Hermannsburg	Heinrich Freudenstein Heinrich Schmidt	Wolframs Trutschuster	Lilienstraße	keine bäuerlichen Betriebe
Waldstrohse	Justus Köster Walter Bartholmai Heinrich Momberg	Aßmus Eckerts Heijerjen	Küllbergsweg	keine bäuerlichen Betriebe
Ewweergasse	Wilhelm Metz Heinrich Wenderoth Helmut Dilcher Heinrich Fackiner Hans Schmidt Karl Stieglitz Heinrich Meier	Pittjes Mechers Dilchers Fakienersch Muths Stejeletz Lissjchens	Obergasse	verpachtet an Ulrich Krug Bernd Reyer Holger Ast
Jeppe	Heinrich Möller	Bernds	Turmstraße	kein bäuerlicher Betrieb
Backowen	Georg Gröschner	Nemejersch	Hundegasse	kein bäuerlicher Betrieb
Hönngasse	Georg Ast Hans Lohr Wilhelm Ruhland Georg Döring Georg Emde	Platten Wickerts Ruhlands Brandes Bressingens	Hundegasse	Reinhard Emde
Steenwäg	Johannes Dünzebach Walter Wenderoth	Denzebachs Moshermens	Glockengasse	keine bäuerlichen Betriebe
Bengroben	Heinrich Pittich Heinrich Brandau	Lärschens Borkerts	Bindeweg	keine bäuerlichen Betriebe

Straße	Besitzer	Hofname	Straße	Besitzer
Mellgasse	Heinrich Wiegand Karl Botte	Wiegands Momersch	Zur Weißen Brücke	Wolfgang Wiegand
Hauptstrohse	Georg Freudenstein Willi Ebert Heinz Ostheimer Heinrich Eubel Heinrich Dilcher Wilhelm Gude Fritz Schnettler Hedwig Jäger	Wolframs Lohrsch Nolles Kaspersch Hänsjens Guden Wagnersch Schmetz-Kaspersch	Gensunger Straße	Erwin Ebert Klaus Eubel
Melle	Karl Otto	Mellersch	Zur Harler Mühle	Jörg Werner

Sicher sind in dieser Aufstellung nicht alle bäuerlichen Betriebe enthalten, denn früher hatte fast jeder, der auf dem Dorf wohnte, mehr oder weniger sein Auskommen durch die Landwirtschaft.



Otto Rößler mit eigenem Mähdrescher vor der Falkenberger Ecke

Von der Milchbank, von Bernds Heini, Schwarzbunten und Gemeindebullen

Reinhold Gerhold

Das Dorfleben war früher überwiegend durch die Landwirtschaft bestimmt. Neben den großen Bauernhöfen mit Pferdehaltung gab es viele mittlere und kleine bäuerliche Betriebe, die ihre Einkünfte auf die Milchwirtschaft stützten. In den 1950er und 1960er Jahren waren in Harle bis zu 62 Milchkannenummern belegt. Das bedeutete, genau so viele Betriebe gab es, die Milchviehhaltung betrieben und Milch an die Molkerei lieferten. Von diesen regelmäßigen Einkünften waren viele Haushalte existenziell abhängig. Die Kühe waren aber nicht nur für die Milcherzeugung da, nein, sie waren auch als Zugtiere unersetzlich. Nur mit Hilfe der Kühe war es möglich, das Feld zu bestellen. Der anfallende Mist lieferte außerdem noch den Dünger. Für diesen vielfältigen Nutzen der Haustiere bedurfte es natürlich auch der entsprechende Versorgung. Morgens und abends wurde gemolken, alles mit der Hand, Melkmaschinen kamen erst später auf. Im Sommer holte man jeden Tag auf der Wiese frisches Futter. Mit der Sense wurde das Gras gemäht, und die Kühe zogen den voll beladenen Wagen wieder nach Hause. Die Kühe wurden für alle anfallenden Arbeiten eingesetzt, die schwerste Arbeit war jedoch das Pflügen. Für die schweren Arbeiten

war besonders die Rotbunte Rinderrasse geeignet. Nachdem jedoch immer mehr Traktoren angeschafft wurden, die die Kühe als Zugtiere ablösten, setzte sich nach und nach die Schwarzbunte Rinderrasse durch. Diese brachte eine wesentlich höhere Milchleistung. Milch gibt es jedoch nur, wenn ein Kälbchen geboren wird. Für den Nachwuchs in den

Kuhställen waren die Gemeindebullen zuständig. Eine künstliche Besamung, wie heute in der professionellen Landwirtschaft üblich, war damals unbekannt. Vor dem II. Weltkrieg wurden die Bullen auf den Höfen Stieglitz (jetzt Holger Ast) und Lohr (Wickerts) gehalten. Nachdem aber Wilhelm Lohr in den Krieg eingezogen wurde, kam der rotbunte Gemeindebulle auf den Hof Ebert (Lohrsch).

Eines Tages geschah aber ein Unglück; ein Bulle verletzte Karl Stieglitz auf dem Nachhauseweg von der jährlichen Prämierung in Felsberg. So ein Fußweg mit einem Bullen „über Feld“ war keine einfache Angelegenheit. Der Bulle wurde von zwei Männern begleitet. Einer führte ihn am Nasenring, der andere ging hinter dem Bullen und hielt einen Strick, der um seine Vorderläufe ging. Bei Gefahr zog



Ein Kuhgespann vor dem ehemaligen Haus der Familie Meier (Lissjchens). Nebenher läuft Liese Meier, sitzend Elise Brandau.

der zweite Mann am Strick und der Bulle musste auf die Knie. Außerdem verband man ihm noch die Augen. Auf dem Weg von Felsberg nach Hause legte man in Altenburg in der „Roßtränke“ eine Pause ein und weil so eine Hitze herrschte, wurden einige kühle Erfrischungsgetränke genossen. Ob dies der Grund war, warum sich der Bulle nicht mehr führen ließ oder ob es die Hitze war, wissen wir nicht, auf jeden Fall hat er Karl Stieglitz in den Harler Wiesen auf die Hörner genommen und so schwer verletzt, dass er einen bleibenden körperlichen Schaden davontrug. Danach konnte er den Bullen nicht mehr halten und so kam der zweite Gemeindebulle wieder auf den Hof Lohr. Jeder Sprung des Gemeindebullen wurde vermerkt und musste von dem jeweiligen Kuh-

besitzer bezahlt werden. Wenn es beim ersten Mal nicht klappte, musste der Gemeindebulle auch noch ein zweites Mal ran. (Es gab auch einen Gemeindeeber, der stand auf dem Hof Ast/Semmens). Schlimm war es, wenn eine Kuh nicht mehr trächtig wurde, dies war ein großer Schaden für einen Hof, denn es gab kein Kälbchen und damit keine Milch. Es blieb dann nichts anderes übrig als das Tier zum Schlachter zu geben.

Das Ortsbild war durch die vielen Milchbänke, auf denen die Milchkannen standen, geprägt. In den 1940er Jahren und Anfang der 1950er Jahre wurden die Milchkannen von Karl Stieglitz mit einem Pferdegespann zur Molkerei nach Gensungen gebracht. Auch Josef Kas und Heinrich Prall fuhren das Gespann, besonders nach dem Unfall von Karl Stieglitz. Später

übernahm dies Heinrich Möller (Bernds Heini), der die Milchkannen täglich mit seinem Deutz-Schlepper nach Gensungen fuhr.

Die Milchbank war eine Institution, dort traf man sich und tauschte die neuesten Nachrichten aus. Aber auch die Kinder verabredeten sich oft bei der Milchbank. Abends war dies der Treffpunkt für die Dorfjugend.

Die Milchbauern konnten für ihren Eigenbedarf bei der Molkerei Butter, Käse, Quark etc. bestellen, der im Lebensmittelgeschäft Dilcher abgeholt werden konnte. So musste niemand mehr selbst Butter oder Sahne herstellen.

Der Umgang mit Tieren war den Kindern vertraut. Besonders die Kühe waren auf einem kleinen Bauernhof ständiger Umgang. Im Stall mussten die Kühe gefüttert und ausgemistet werden, sie bekamen Stroh eingestreut und manchmal bekam das Vieh das Fell gestriegelt. Draußen wurden sie vor den Wagen gespannt, fuhren Heu, Stroh, Rüben und Kartoffeln nach Hause. Mist und Jauche wurde aufs Feld gefahren und natürlich leisteten sie schwere Arbeit bei der Feldbestellung.

Auch wenn die Kühe uns manchmal beim Ackern auf den Fuß traten, waren sie unsere liebsten und wichtigsten Nutztiere. Wir schätzten sie wegen ihrer Gutmütigkeit und freuten uns, wenn wir sie beispielsweise im Oktober auf die Weide führen konnten, wo sie, ohne Arbeitsbelastung, nur grasen durften. Wir Kinder lagen dabei im Gras und hatten einfach Spaß daran.

Der einzige Kuhstall der alten Art in Harle war bis vor kurzem auf dem Hof Otto Rößler. Der Landwirt Otto Rößler verstarb im Januar 2009. Helmut Jäger bewirtschaftet außerhalb der Ortslage einen großen Laufstall.



Auf dem Milchwagen von links Willi Ebert, Unbekannt, Heinrich Prall, zwischen den Kannen Ewald Stieglitz

Als de Kiwwe derchgingen

Es wohr wohl im Sommer 59 in der Ärtzeit. Mäh hadden in der Falkenborker Ecke d's Kirchenlänt jepachtet und hatten Howwer geseht. Als Kiwwebuuren kunnten mäh natierlich nur dess Länt mit innser Lotte und Else, so hiessen innse beeden Kiwwe, zereechtemachen. In der Ärtzeit mussten mäh medd den Kiwwen, unn es wohr heeb deen Dooch, biss in die Falkenborker Ecke. Nu, weehr do schon mo do noff jegenn ess, deer weeß Bescheid. Inn'se Kiwwe mussten den Wööhn ziehn und hingen drohne hadden mäh noch deen Grooßmäher jehönken. Den Kiwwen hing natierlich de Zönge üssem Halse allse do ooben ohnkoomen. Minn Oppa wohr ja d'r Boorjemeester, der Eene oder Angere werd sich villichte noch onn'en Pittichs Heinrich erringern. Häh hatte sich deen Schlessel fehr deen Wasserinlööf middejenommen. Midd dessen großen Schlessel kunnte häh den gussießernen Deggel von dem Offangschachte offmachen unn dann hadden mäh alle Wasser, de Kiwwe, de Kenne, de Danden unn alle die angeren, die helfen wullten, de Frocht obbzumachen. Unn dann gings los, de Kiwwe obbjescherrt, fehr dehn Grooßmäher fehrjespannd unn der Oppa hingen droffe. Häh musste immer de Oblage bewejen, dass de Howwer ööh glich zur Gorwe jebüngen währen kunnte. Minne Modder, minne Godel unn de Dande, sääh rafften woss nur

ging. Ich musste allszuus Strohsäller machen, domitt'se gleich de Gorwen innbängen kunnten. Unn de Schnaaken wohren soo schlemm, mäh musste alls plätschen, dass se einen nidd offfrooßen. Alle woohren'se froh als me Meddooch machen kunnten. De Omma hatte ins d'ss Ässen inns Feld jeschekked. Unn drüssen, doos weeß jo jeeder, schmäckets einfach besser. Äss gobb, wenn ich mich reecht erinnere, Strohleemensoppe mit Büchfleisch. Mää kunnten uns kümme noch beggen, so hadden mee rinnjahuen. Awwer es hulf alles nix, mäh mussten die ewwerigge Howwer noch obbmeehen unn donoh alles onn Hicheln stelln. Dann spannten mäh dee Kiwwe wedder fehr d'n Wööhn unn den Grooßmäher dohinger. Dooß Dumme wohr nuu, dass der Grooßmäher keen Hemmewerck hadde, ohm Ohnfang ging es nedd so steil bergnobb, unn mäh kunnden den Grooßmäher innehahlen, dass er nedd innsen Kiwwen hingenninn süüste. Dann ging es widder, onn der Liera sprooch dann minn Oppa, doh kommen mäh mid dem

Grooßmäher nid rünger, mäh nähmen'n Stock onn blockieren domedde de Reeder von dem Grooßmäher. Mäh hoolten eenen aahlen Kneppel unn stoppeten deen zweschen de Reeder, sodass die sich nedd meh drehen kunnden. Unn nu gings der Liera nobb. Ech nähme ohn, es wohr doss Schurren deer Reeder nobbz, woss innsen Kiwwen goor nit gefallen hott, denn off eenmol machte's Else den Schwanz hooch unn lief loos, doomit hodd se natierlich ööh de Lotte ohnjestecket, die dann äbenfalls mennte dass es losging. Beede Kiwwe also die Schwänze hoch unn jetzt ging de Höllenfahrt der Liera nobb. Unn je schneller es ging, je lüüder knirschte derr Grooßmäher ewwer deen Weech, unn je verreggter wurden ööh de Kiwwe. Es musste kommen wies kohm, üngen biem Schitzenhischen, dooh ging derr Grooßmäher in Fätzen, een Rood, ees wohr joh üss Gussießen, brooch medden derch, awwer innse Kiwwe wohren nedd meh ze hahlen, imm Galopp ewvern Feldwäch unn dann innen Bingeegrooben, eerst fehrem Hüüse bliewen'se dann stenn. Unn minn Oppa immer hinger änn her jesprüngen. Jetzt hadde er'se erwischt. Häh gookete alle Jewitter, unn er hatte priema Fliche droffe, wie „Himmelkreizdonnerwetternochehnmol“ brellte häh. Häh kunnte sich überhöwet ned beruhigen, dass nu der hebbsche Grooßmäher kaputt wohr. Awwer der Grooßmäher wohr kaputt unn Guden Christ musste inns een nüjes Rood bestellen.

Reinhold Gerhold



Anna Katharina Botte

Willi Ebert

Gustl Botte

Karl Botte

Ewwer Zäjenbuuren unn geringe Liede

Rudi Dieling/Reinhold Gerhold

Ein Blick zurück in die Dorfgesellschaft Mitte des 20. Jahrhunderts. Außer den Pferde- und Kuhbauern gab es im Dorf Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner. Dann waren da noch zahlreiche Kriegswitwen, die sich zu den niedrigen Renten etwas dazuverdienen mussten. Die drei zuletzt genannten hatten zumeist keinen eigenen Landbesitz, für diese so genannten „geringen Liede“ (einfache Leute) war die Ziegenhaltung existenzielle Lebensgrundlage. Anschaulich schildert Rudi Dieling die Lebensumstände in den Kriegsjahren und danach, bis der wirtschaftliche Aufschwung in den 1960er Jahren die Ziegen aus dem Dorfbild verdrängte.

Als Kind, so kann er sich erinnern, wurden in seinem Elternhaus immer vier Ziegen gehalten (Rasse: Weiße Deutsche Edelziege). Diese Ziegen sorgten dafür, dass frische Milch, Sahne, Butter und Quark im Hause war. Er betont ausdrücklich, dass die Ziegenmilch weder streng noch unangenehm schmeckte. Sie hatte einen kräftigeren Geschmack als Kuhmilch, schmeckt aber nicht nach Ziege. Für die Qualität der Milch ist die Haltung und Sauberkeit entscheidend. Dazu müssen die Ziegen eine trockene Unterlage haben, der Ablauf muss funktionieren und die Lüftung muss stimmen.



Morgens wurde gemolken, bei den vier Ziegen erhielt man jeden Tag einen Wassereimer voll Milch. Mit Hilfe der Zentrifuge wurde die Sahne von der Milch getrennt und anschließend mit dem Butterfass zu Butter gestampft. Vorher kam in das Butterfass der Saft einer geraspelten Karotte, damit die Butter goldgelb wurde. Aus der Milch wurden auch Dickmilch und Quark hergestellt. In der Nachkriegszeit holten sich einige Flüchtlingsfrauen jeden Tag die Ziegenmilch bei Dielings zur Stärkung für alte und kranke Angehörige. Die Butter wurde zum Teil verkauft. Im Frühjahr bekamen die Ziegen ihre Lämmer, die Erstlinge bekamen meistens ein Lamm, während die älteren Ziegen zwei bis drei Lämmchen als Nachwuchs hatten. So standen im Stall, in einem extra

abgeteilten Bereich, acht bis zehn Lämmer. Sie wurden nicht an die Muttertiere gewöhnt, sondern bekamen von Anfang an ihre Muttermilch in einer Schüssel. Nach zwei Tagen hatten sie es raus und konnten aus der Schüssel trinken. Dadurch konnte man kontrollieren, ob die Trinkmenge stimmte und es gab keine Euter-Entzündungen. Die Ziegenlämmer (Hitzelämmchen) wurden größtenteils geschlachtet, zu Ostern war dies ein Traditionsgericht. Besonders guten Nachwuchs konnte man auf dem Kram- und Viehmarkt in Wabern verkaufen. Jedes Jahr fand in der Allee (Kurfürstenstraße) dieser Markt statt, wo die Ziegenzüchter ihre besten Tiere präsentierten. Aber bevor es Nachwuchs gab, mussten die Geißen zum Ziegenbock, um sich decken zu lassen. In Harle wurden zwei Ziegenböcke von Erna Lumm (Rau-Erna) in der Obergasse



Hilde Metz, geb. Freudenstein, und Bruder Erich mit den Eltern Heinrich und Anna Katharina Freudenstein.

gehalten. Es gab einen alten und einen jungen Bock. Der alte Ziegenbock machte seine Sache gut, konnte aber die Menge an Ziegen nicht bewältigen. Pro Tag konnte er drei Sprünge machen, der junge Bock kam noch nicht richtig zurecht und deshalb mussten manche Ziegen auch mehrmals zum Bespringen vorgeführt werden. Um die Reihenfolge gab es immer wieder Streit unter den Ziegenhaltern, denn die Ziegen waren im Herbst nur während einer kurzen Zeitspanne deckbereit, und niemand wollte natürlich mit seiner Ziege den optimalen Zeitpunkt verpassen. Wenn der Bock versagte, wurden auch der Bockhalterin Vorhaltungen gemacht, ihn nicht richtig mit Hafer gefüttert zu haben, denn sie erhielt von dem Ziegenzuchtverein für die Unterhaltung entsprechendes Futtergeld.

Die Ziegenhalter hatten in der Regel kein eigenes Land und mussten für die Versorgung der Tiere und der Familie Land pachten. Von den Bauern war dies meist nicht möglich, deshalb war es hauptsächlich Kirchenland, das den Bestand sicherte. Dieses Land musste bearbeitet werden, d.h. pflügen, eggen, säen, hacken, ernten, eben alles was zur Feldarbeit gehört. Da die Ziegenbauern keine Zugtiere besaßen, waren sie auf die Hilfe der Pferdebauern angewiesen, die die kleinen Parzellen mit bearbeiteten. Für diese Arbeiten mussten im Gegenzug zumeist die Frauen auf Hof und Feld bei allen Arbeiten mit anpacken. Es war also ein Geben und Nehmen in gegenseitiger Abhängigkeit, denn die großen Betriebe waren auf die Arbeitskräfte angewiesen. Ob es beim Kartoffellesen, Rübenhacken oder bei der Getreideernte war, überall waren helfende Hände vonnöten. Im Gegenzug wurde die

Feldarbeit geleistet und die Arbeitsleute erhielten auf dem Feld des Bauern ein kleines Feldgärtchen zum Gemüse anpflanzen. Auf den gepachteten Ackerflächen von 30 Ar bauten Dielings Roggen, Kartoffeln und Runkelrüben an. Der Roggen wurde in der Harler Mühle gemahlen, und diese Menge reichte, um das ganze Jahr über Brot zu backen. Die Kartoffeln dienten ebenfalls zur eigenen Versorgung, einen Teil bekamen aber auch die Schweine. Die Runkelrüben wurden an die Schweine und Ziegen verfüttert. Die Felder von Dielings wurden vom Bauernhof Fritz und Willi Ebert (Lohrsch) bewirtschaftet. Dafür musste Rudis Mutter bei allen anfallenden Arbeiten mit anpacken. Aber auch der Vater arbeitete, besonders in der Erntezeit, beim Bauern Ebert. Im Spätherbst war es seine Aufgabe, die Rübenmieten zuzuschippen, eine wirklich schwere Arbeit. Bei der Feldarbeit gab es dafür auch ein Mittagessen und nachmittags Vesper und je nachdem auch Abendessen. Die Kinder sind gleich nach der Schule ebenfalls aufs Feld, konnten dort mitessen und mussten aber auch bei der Feldarbeit helfen. Die Schularbeiten wurden abends erledigt.

Zusätzlich zu den Ackerflächen benötigte man auch Grasflächen, dafür wurden in der gesamten Gemarkung die Feldraine und Wegränder verpachtet. Jedes Fleckchen Gras wurde genutzt. Sehr begehrt waren die Uferschutzflächen, weil dort ein besonders saftiges Gras wuchs. Dies wurde von Kuhbauern wie von Ziegenhaltern genutzt. Bei den Wegrändern gab es auch manchmal Konflikte, wenn die Bauern beim Pflügen Erde auf das Gras warfen und deshalb das Gras nicht mehr nutzbar war. Für den Winter musste man vorsorgen und

Heu machen und einfahren, natürlich alles mit dem Handwagen. Wenn das Jahr gut und noch Roggen übrig war, konnte man in der Schrotmühle von Kurt Keim einen Zentner schrotten lassen. Die Schweine bekamen in schlechten Zeiten Brennesseln und das Aufwaschwasser, es gab ja noch kein Spülmittel. Brotreste und jedes Lebensmittel wurde verwertet. In den Kriegszeitern durfte an das Vieh kein Getreide verfüttert werden, das war strafbar. Wenn man wirklich mal etwas Schrot zufütterte, hieß es für die Kinder „nix auf den Rand“, damit man bei Kontrollen nichts nachweisen konnte. Rudi Dieling denkt oftmals an das schwere Los seiner Mutter, die, wie viele andere Mütter, alles allein bewältigen musste. Natürlich halfen die Kinder, aber den Vater konnten sie nicht ersetzen. Der kam erst 1947 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Die Mutter hatte zwar Nachricht, dass er entlassen würde und hoffte, dass er bis zur Konfirmation von Karlheinz († 2006) eintraf. Jeden Tag, wenn wieder ein Zug vorüberfuhr, dachte sie, dass er darin säße, aber die Wochen gingen dahin. Am Sonntag der Konfirmation, mittlerweile glaubte man nicht mehr daran, war er tatsächlich noch eingetroffen. Als die Harler Glocken zur Konfirmation läuteten, saß er auf der Schwalmbrücke und hörte nach vielen Jahren das erste Mal wieder die Heimatglocken. Mit großer Freude wurde die Konfirmation gefeiert.

Trotz der vielen Arbeit denkt Rudi Dieling gern an die Zeit zurück und erinnert sich an das schmackhafte selber gebackene Brot, dick mit Ziegenbutter bestrichen und mit Zucker bestreut. Da läuft ihm noch heute das Wasser im Mund zusammen.

Schlachtfest

Reinhold Gerhold

Ein unverzichtbares Lebensmittel von alters her ist für die Harler die sogenannte „Ahle Worscht“, eine nordhessische Spezialität. Früher, als es auf dem Land noch keine flächendeckende Versorgung mit Lebensmitteln gab, musste jeder Haushalt dafür Sorge tragen, dass im Herbst genügend Vorräte angelegt wurden. Dazu gehörte, neben der Einlagerung von Kartoffeln und Gemüse, besonders die Fleisch- und Wurstbevorratung für ein ganzes Jahr. Zu diesem Zweck wurden im Spätherbst und Winter Schweine zu Hause geschlachtet. Je nach Größe des Haushalts waren das ein bis vier Stück. Neben den Schweinen, die man hauptsächlich für die Wurstherstellung benötigte, wurden aber auch Federvieh, Kaninchen, Ziegen und Schafe für den Eigenbedarf geschlachtet. Während früher die Eigenversorgung lebensnotwendig war, ist es heute nicht mehr erforderlich selbst zu schlachten. Aber ein klei-



Heinrich Köster und Hausmetzger Fritz Clobes.

ner Kreis von Liebhabern behält die Tradition bei und will auf die besondere Qualität der Wurstwaren nicht verzichten.

In meiner Kindheit war das Schlachtfest im wahrsten Sinne ein Fest. Endlich gab es nach langer Zeit wieder frisches Fleisch und frische Wurst. Wir hatten jedes Jahr einige Schweine gemästet, die zum Teil für den Eigenverbrauch bestimmt waren. Für die Schlachtung kam der Metzger ins Haus. Aus den Anfängen kann ich mich noch an Fritz Clobes (Trienens Fritz) erinnern. Er hatte noch keinen elektrischen Fleischwolf und wir mussten das ganze Fleisch von Hand durchdrehen. Dies ging nur, weil damals viele Leute mit-

halfen und man sich an dem Schwungrad des Fleischwolfes abwechselte. Das war uns aber doch zu mühsam und wir wechselten den Hausmetzger, so kamen nacheinander bei uns zum Einsatz: Willi Schade, Hans Schmidt (Muths Hans) und Reiner Wenderoth (Spatze). Weitere bekannte Harler Hausmetzger waren Hans Lohr (Wicker Hans) und Herbert Schäfer.

Wie lief so ein Schlachtfest vor 50 Jahren ab? Nachdem das Schwein getötet war, musste man das auslaufende Blut mit einer Schüssel auffangen. Dieses Blut musste gerührt werden und alle festen Bestandteile wurden entfernt. Danach kam das Schwein in den Brühtrug und

wurde mit heißem Wasser übergossen. Dann wurden mit sogenannten Glocken die Schweineborsten entfernt und die Fußnägel abgezogen. Wenn das Schwein sauber war, hängte man es mit vereinten Kräften mittels



Hausmetzger Reiner Wenderoth (Spatze) in voller Aktion.

eines Krummholzes an einen Wandhaken. Der Metzger schnitt den Körper auf und entnahm die Eingeweide. Jetzt war der Trichinenbeschauer (Veterinär) Elias Momberg gefordert und das Schwein erhielt entsprechende Stempel. Das war der Zeitpunkt, wo der erste Schnaps eingeschenkt wurde, nach dem Motto: „Ist das Schwein erst hakenrein, muss auch mal einer getrunken sein“.

Danach wurden die Därme grob gesäubert und anschließend im Trog mit Salz und Essig unter Zuhilfenahme eines Löffels ganz sauber gereinigt. Das Schwein wurde zerlegt und kam in die Waschküche auf einen Schlachtetisch. Nach und nach wurde das Fleisch kleingeschnitten und durch den Wolf gedreht. Das Fleisch, welches als Braten oder Schinken Verwendung finden sollte, wurde zuvor beiseite gelegt. Die Knochen wurden zersägt und später in einer Salzlake eingelegt, um zu „Sulperknochen“ zu werden. Die Innereien und der Kopf kamen in den Kessel und wurden gekocht. Die Flomen wurden abgezogen und zu Schmalz ausgelassen. Die Flomenhäute (Blumenhütt) wurden zusammengenäht und später mit Wurstmasse gefüllt. Das übrige Fleisch wurde, nachdem es zu feinem Gehacktem durchgedreht war, in die Wurstfüllmaschine gegeben, und nach und nach entstanden die „Runden“ und die „Stracken“. Für die Kinder gab es extra kleine Kinderwürstchen. Mancher Metzger machte sich den Spaß und maß die Kinderwürste individuell an. Das ging so: Das Kind musste eine abgefüllte Wurst in den Mund nehmen, dann wurde Maß genommen, von Ohr zu Ohr, das war die Länge. Den Kindern hat das wohl nicht immer Spaß gemacht.

Die Würste kamen anschließend zum Trocknen auf Wursteknüppel. Danach wurde meist eine Mittagspause eingelegt und die ersten Frikadellen oder Gehackteswecke verzehrt. Nach dem Mittagessen war das Kesselfleisch gar und wurde klein geschnitten. Daraus entstanden nacheinander Leber-, Blut- und Möhrenwurst (Gallriebenworscht). Für die Blut- und Möhrenwurst wurde das Blut mit eingemengt. Außerdem füllte man eine gewisse Menge Weckewerk in Gläser oder Dosen ab. Die Dosen wurden mit Deckeln verschlossen. Dafür gab es eine spezielle Maschine, die bei der Familie Mauermann stand. Die Leberwurst kam jetzt in den Kessel und siedete langsam gar. Die fertigen Würste legte man auf Bleche, und die dicksten davon deckte man nochmals mit Blechen ab. Diesen Vorgang nannte man „bärschten“. Es bewirkt, dass sich keine Luftlöcher in der Wurst bilden, was zum Verderben führen würde. Danach war die Hauptarbeit getan und die Wursterbrüh wurde aus den Kessel geschöpft und an Verwandtschaft und Nachbarn verteilt. Die Brühe war sehr begehrt und bot in den nächsten Tagen die Grundlage für eine schmackhafte Suppe. Abends traf man sich nochmals mit der ganzen Verwandtschaft und allen, die geholfen hatten, und selbstverständlich kam auch der Metzger zum großen Schlachtfest. Jetzt wurde alles aufgefahren, was die Küche zu bieten hatte: Wurstesuppe, Frikadellen, Bratwurst, Wellfleisch (Quellfleisch), Leberwurst, Gehacktes und natürlich auch Kartoffeln, Sauerkraut und Rotkraut. Anschließend kreiste die Schnapsflasche und man beendete diesen Tag in einer fröhlichen Runde. Es kam auch vor, dass von der Nach-

barschaft jemand vorbeischaute und einen Spruch aufsagte: „Ich hab gehört, ihr habt geschlacht und viel frische Wurst gemacht ...“ Das waren die sogenannten „Worschte-männchen“. Der oder diejenige bekam dann Einiges in ihr „leßchen“ (kleines eisernes Gefäß), diese Geste gehörte zur guten Nachbarschaft. Wenn es aber zu viel wurde mit dem „fechten“, wurde schon mal eine spezielle Wurst gemacht, die mit Sägespäne gefüllt wurde, das war eine üble Überraschung, wenn diese gebraten wurde. Nachdem die Würste zwei bis drei Tage getrocknet waren, konnte man sie räuchern. Das geschah im Räucherschrank mit reinem Buchenholz-Sägemehl. Das wurde nur erfahrenen Leuten überlassen. Nach dem Räuchern war die Wurst fertig, aber man musste trotz-

dem aufpassen, denn manche jungen Bürschchen waren darauf aus, hier und da mal eine Wurst zu stiebitzen, um sie dann in geselliger Runde zu verzehren. Das gehörte auch zum Dorfleben. An dieser Stelle wollen wir noch an zwei typische Gerichte erinnern, die heute nicht mehr gebräuchlich sind. Nach dem Schlachttag gab es Brotsuppe. Dazu wurde selbstgebackenes Brot in einen Topf gegeben und mit heißer Wurstebrüh übergossen. Das passierte zweimal, dann wurde die Brühe abgeschüttet und das Brot mit Speck, Zwiebeln und Leberwurst gegessen. Das zweite Gericht ist das sogenannte Saueressen (Suuessen). In einem Topf werden Ohren, Schlund und Wellfleisch eingelegt und mit Wurstebrühe aufgefüllt. Zum An-

dicken wird Brot hinein gerieben, dazu Essig, Sirup und Gewürze. Das Gericht geliert und wird kalt gegessen, wobei man davon bis zu zwei Wochen zehren kann. Die genauen Rezepte kann man dem Harler Kochbuch „Gutes aus Harle“ entnehmen. Heute ist uns in Harle nur noch Reiner Wenderoth als Hausmetzger erhalten geblieben. Wie lange die Hausschlachtung überhaupt noch möglich ist, wird die Zukunft zeigen, denn die Hygienebestimmungen werden immer weiter verschärft. Außerdem wollen viele einen derart hohen Aufwand nicht mehr betreiben. Vielleicht finden sich auch in Zukunft einige Kenner, die weiterhin die „gute ahle Worscht“ genießen wollen und so die Tradition der Hausschlachtung bewahren.



Die Därme werden gesäubert.



Spatze mit Sebastian Gerhold beim Knochensägen. Reinhold Gerhold und Brigitte Fritz schauen interessiert zu.

Beregnungsverband Harle

Otto Eubel



Der Beregnungsverband Harle ist eine Vereinigung von Grünlandbesitzern. Der Zusammenschluss erfolgte, um gemeinsam in trockenen Sommern die Futtergrundlage durch Beregnen der Grünflächen mit Schwalmwasser mittels einer entsprechenden Anlage sicherzustellen.

Die Vorgeschichte zur Gründung dieses Verbandes hat ihren Ursprung in dem sehr trockenen Sommer des Jahres 1952. Es herrschte große Futterknappheit. Da setzten sich einige Männer unter der Führung von Heinrich Freudenstein III und Heinrich Fackiner zusammen, um die Gründung eines Beregnungsverbandes vorzubereiten.

Gemeinsam mit Vertretern der zuständigen Behörden fand eine Besichtigung des Harler Wiesengrundes statt. Damals war der Wiesengrund noch eine geschlossene Grünfläche. Man befand, dass die durchfließende Schwalm günstige Voraussetzungen für eine künstliche Beregnung bot. Diese Idee fiel bei den meisten Grünflächenbesitzer auf fruchtbaren Boden.

Am 21. Mai 1952 fand die Gründungsversammlung statt. Es mussten behördliche Genehmigungen eingeholt und Kostenberechnungen angestellt werden. Die Finanzie-

rung wurde geklärt. Heinrich Freudenstein III als Vorsitzender übernahm diese Aufgaben. Aufgrund der großen zu beregnenden Fläche von zirka 40 Hektar wurden bei der Firma Laninger in Frankfurt zwei gleiche Anlagen bestellt. Jede Anlage verfügte über ein Dieselpumpenaggregat mit einer Leistung von 30 PS, 10 Meter Saugleitung, 200 Meter Hauptleitung, 420 Meter Verteilerleitung, Absperrorgane, 3 große und 3 kleine Regner. Neben der weißen Brücke wurde ein Geräteschuppen erbaut. Das Ganze zu einem Preis von 45 000 DM, wobei 20 000 DM vom Land Hessen als verlorener Zuschuss eingingen. Der Rest von 25 000 DM wurde über einen ERP Kredit finanziert. Da Tag und Nacht beregnet wurde, gehörten zu jeder Anlage 2 Maschinen. Beim Umsetzen und Verlegen der Anla-

gen mussten die jeweiligen Grundstücknutzer mithelfen. Jedoch ohne Schwierigkeiten sind solche Projekte selten umzusetzen. Vier Eigentümer, welche mit ihren Grundstücken innerhalb des Beregnungsareals lagen, lehnten einen Beitritt ab. Dadurch gab es erhebliche Probleme bei der Verlegung der Leitungen und beim Beregnen der Grundstücke. Die Großregner hatten einen Radius von ca. 35 Metern, dadurch waren die Grenzflächen nicht exakt zu beregnen. Es dauerte mehrere Jahre, bis durch einen gerichtlichen Vergleich die Sache beigelegt war.

In späteren Jahren wurden viele Wiesen in Ackerland umgewandelt und der Beregnung entzogen. Heute wird die Anlage nur noch sporadisch eingesetzt. So hat jede Zeit ihre eigenen Bedürfnisse.



Otto Ast begutachtet den Aufbau der Rohrleitung.

Gefriergemeinschaft Harle

Lothar Fritz



In den Nachkriegsjahren gab es fast keine Möglichkeiten, in den Haushalten Verbrauchsgegenstände zum Verzehr kühl zu lagern. Aus diesem Grund wurde die Gefriergemeinschaft Harle Ende der 1950er Jahre gegründet. Es schlossen sich Haushalte zu einer Gefriergemeinschaft zusammen, die Lebensmittel, Gartenerzeugnisse und Hausschlachtungsprodukte an einem zentralen Ort lagern und tiefgefrieren konnten. Zu Beginn waren es 49 Haushalte, die zum Teil ganze Fächer und zum Teil halbe Fächer beanspruchten wollten. Im Jahre 1959 wurde der Bau einer Gemeinschaftsgefrieranlage beschlossen. Dazu wurde ein Grundstück in der Obergasse gepachtet, welches zum größten Teil der Familie Walter Wenderoth und zu einem kleineren Teil der Familie Erwin Hoffmann gehörte. Am 1. Juli 1959 wurde nach Erteilung der Baugenehmigung das Schnurgerüst gestellt. Immerhin 42 Männer halfen beim Bau des Hauses mit, so steht es in alten Aufzeichnungen von Helmut Dilcher. Am 19. August 1959 war der Bau fertig. Nach dem Einbau der Kühlanlage konnte der Betrieb am 18. September 1959 aufgenommen werden. Die Grundfläche des Gebäudes betrug 48 qm. Es wurden 42 Fächer mit jeweils 225 Liter Inhalt und 4 Vor-

froster mit jeweils 128 Liter Inhalt zur Verfügung gestellt. Die Gesamtkosten beliefen sich damals auf 31 635,- DM. Davon entfielen auf die reinen Baumaßnahmen 6000,- DM, die Maschinen mit Gefriereinrichtung kosteten 24 435,- DM und die Elektroinstallation mit Inneneinrichtung schlugen mit 1200,- DM zu Buche. Im Laufe der Jahre wurden einige Fächer von den Nachkommen der Erstbetreiber übernommen. Zuletzt gab es zirka 36 Fachbesitzer, von denen einige zwei Fächer und einige wiederum ein halbes Fach hatten, so dass alle verfügbaren Fächer genutzt wurden. Die Kosten der Anlage für Strom, Reinigung, Instandhaltung und Wartung wurden in einem Umlageverfahren auf die jeweiligen Fachbesitzer verteilt. Im Jahr 2003 standen wiederholt umfangreiche Reparaturen an, die sehr kostenintensiv waren. Zudem war die Kühltchnik überaltert, so dass die Energiekosten sehr hoch

waren. Am 30. November 2003 wurde die Anlage abgeschaltet. Die Kühlfächer wurden am 6. Dezember ausgebaut und die Gefriergemeinschaft nach über 50 Jahren aufgelöst. Bemerkenswert ist, dass beim Abbau auch einige Männer der ersten Stunde geholfen haben: z. B. haben sich Arnold Metz, Hans Schmidt, Helmut Dilcher und Georg Emde aktiv beim Bau beteiligt und das Ende der Anlage begleitet. Über die gesamten 44 Jahre hat sich Helmut Dilcher ehrenamtlich dem Abrechnungswesen gewidmet.

In den 1960er Jahren wurde eine zweite Gefriergemeinschaft gegründet. Diese besaß nochmals 24 Fächer in dem Anwesen Freudenstein. Wenige Jahre später wurde der Betrieb jedoch eingestellt.



Nach 44 Jahren das Ende einer gemeinschaftlichen Einrichtung. Die Gefrieranlage wurde am 30. November 2003 abgeschaltet. Hans Goldschmidt und Helmut Dilcher begutachten ein defektes Fach. Foto: mit freundl. Genehmigung der Red. HNA.

Jagdgenossenschaft Harle

Otto Eubel/Rolf Werner

Die Jagdgenossenschaft Harle wurde am 20. Mai 1954 gegründet. Alle Grundstückseigentümer, die in der Gemarkung Harle jagdbare Flächen besitzen, gehören der Jagdgenossenschaft an.

Der Jagdbezirk Harle hat eine Gesamtfläche von 582 Hektar. Davon sind 117 Hektar Wald und 465 Hektar Feld- und Wiesenflächen.

Die Aufgaben und Belange der Jagdgenossenschaft sind in einer Satzung geregelt. Die Organe sind:

- der Vorstand,
- die Genossenschaftsversammlung,
- der Genossenschaftsausschuss.

Der Gründungsvorsitzende war Heinrich Eubel. Zur Zeit der Gründung war Dr. Hugo Böttcher, Direktor der Aktienzuckerfabrik Wabern, Pächter der Harler Jagd. Im Jahre 1959 stand eine Neuverpachtung an. Das Revier wurde ausgeschrieben und 1960 erhielt der Bauunternehmer Dr. Lindow aus Berlin den Zuschlag. Schon nach einem Jahr stieg der Kasseler Kaufmann Reinhard Metzger in den Vertrag ein.

Heinrich Eubel hatte den Vorsitz in der Jagdgenossenschaft 15 Jahre inne, ihm folgte 1969 Rudolf Werner in dieser Aufgabe, die er 35 Jahre gewissenhaft ausübte.



Nach 44 Jahren als Jagdpächter verstarb Reinhard Metzger im Jahre 2005. Bei der nun anstehenden Neuverpachtung erhielten der Kaufmann Gerald Blecher aus Wabern und Horst Blum aus Gensungen den Zuschlag. Nach dem Ausscheiden von Rudolf Werner als Vorsitzender übernahm 2004 Helmut Jäger diese Aufgabe bis zum heutigen Tage. Soweit ein kurzer Abriss des Vereinsgeschehens.

Von den Pächterlösen wurden vielfältige örtliche Vorhaben ausgeführt und unterstützt. Besonders zu erwähnen sind hier der Wegebau in der Gemarkung und die Unterstützung der örtlichen Vereine.

Bei dem Jagdbezirk Harle handelt es sich um eine Niederwildjagd. Zum jagdbaren Wild in unserem Bezirk zählen im Wesentlichen das Rehwild, Schwarzwild, Feldhasen, Kaninchen, Fuchs, Waschbär und Stockenten. Alles übrige noch jagdbare Wild ist von der Anzahl weniger bedeutend. In unserem Jagdrevier sind 16 bis 18 Stück Rehwild jährlich zum Abschuss freigegeben. Durch das Fehlen von größerem Raubwild muss der Jäger eingreifen, um Waldschäden durch Rehwild zu vermeiden. Schwarzwild ist bei uns erst vor zirka 20 Jahren heimisch geworden, hat aber inzwischen durch den erhöhten Maisanbau erheblich zugenommen, so dass bis zu 20 Tiere jährlich



Jäger und Treiber versammeln sich zur Besprechung am alten Wasserwerk.

**Um die Größenordnungen darzustellen, hier einige Streckenzahlen:
es wurden erlegt:**

Treibjagd am 09.01.1971:	2 Füchse, 47 Hasen
Treibjagd am 30.12.1972:	72 Hasen
Treibjagd am 04.01.1974:	51 Hasen, 1 Kaninchen, 1 Eichelhäher
Treibjagd am 04.01.1975:	1 Schmalreh, 88 Hasen, 1 Kaninchen, 1 Fasan
Treibjagd am 09.01.1978:	24 Hasen, 2 Kaninchen

geschossen werden. Der Feldhase wird heute nicht mehr wie früher in größeren Stückzahlen bei Treibjagden erlegt, sondern hier erfolgt der Abschuss von einzelnen Tieren je nach Bestandsgröße im Revier.

Ältere Harler Bürger erinnern sich noch gut an die jährlichen Treibjagden, die im Herbst und Winter durchgeführt wurden. Von Harle nahmen zirka 15 bis 20 Treiber an den großen

Kesseltreiben teil. Die Jägerschaft stellte zirka 15 bis 30 Schützen. Morgens wurde die Jagd mit dem Jagdhornsignal „Begrüßung“ angeblasen.

Die Hunde waren schon ganz aufgeregt, endlich ging es los. Die ersten Kessel wurden im Wald gebildet, mit Rufen und Stockhieben wurde das Wild aufgescheucht und den Schützen zugetrieben. Jetzt musste mancher

Hase sein Leben lassen. Wenn der Kessel kleiner wurde und es zu gefährlich schien in den Kessel hineinzuschießen, kam das Jagdhornsignal „Treiber in den Kessel“. Von nun an durfte nur außerhalb des Kessels geschossen werden. Wurde ein Hase erlegt, musste der Jagdhund das Tier apportieren.

Gegen Mittag wurde eine Vesperpause eingelegt. Danach wurden in der Feldmark die Kessel gebildet. Meistens war es später Nachmittag, bis das Signal „Jagd vorbei“ durch das Horn erklang. Dann wurde die Strecke gelegt und die entsprechenden Signale geblasen. Zum Abschluss trafen sich die Jäger und die Treiber in fröhlicher Runde zum Schlüsseltreiben in der Gaststätte Stieglitz.

Bereits Ende der 70er Jahre ging die Zahl der erlegten Hasen immer weiter zurück, und um den Bestand nicht zu gefährden, verzichtete man in der Zukunft auf die Treibjagden.

Durch die ausgeräumte Landschaft, große landwirtschaftliche Nutzflächen mit Monokulturen und die Pflanzenschutzmittel in der Landwirtschaft haben die Wildbestände, hier besonders der Feldhase und das Rebhuhn, stark abgenommen. Auch der rasant gewachsene Straßenverkehr fordert viele Opfer. Nicht zuletzt die intensivere Freizeitnutzung von Wald und Flur, Hundehaltung, Sport und andere Hobbys sind Stressfaktoren, denen das Wild ausgesetzt ist.



Jagdpächter Reinhard Metzger in fröhlicher Runde.



Jagdhunde beim Apportieren.

Vereinshistorie zusammengestellt von Otto Eubel, den jagdlichen Hintergrund hat Rolf Werner beigetragen.

Waldinteressenten Harle

Klaus Eubel

Die Wurzeln der Waldinteressenten Harle reichen bis in die Anfänge des vorigen Jahrtausends zurück. Zu damaliger Zeit befand sich der Wald in landgräflichem Besitz.

In einer Urkunde des Klosters Breitenau (Guxhagen) aus dem Jahr 1253 steht, dass ein Gumpertus de Hoennels und dessen Bruder 7 Hufen und einen halben Berg in Harlon zu Lehen innehaben.

In einem weiteren Schriftstück vom 18. Dezember 1533 berichtet ein Förster Direbach, dass die Harler den Berg „in Gebrauch“ haben. Dieses Gewohnheitsrecht erlaubt der Dorfbevölkerung gegen ein festgelegtes Entgelt, Nutz- und Brennholz sowie Streu zu entnehmen und das Vieh im Wald weiden zu lassen. Obwohl dieser Nießbrauch nicht schriftlich vereinbart wird, kommt es nur sehr selten zwischen der Dorfschaft und der fürstlichen Administration zu Streitigkeiten.

Im Jahr 1653 allerdings reicht die Dorfschaft Harle beim Fürsten eine Klage gegen den damaligen Oberförster zu Homberg ein. Es wird ihm eigenmächtiges Eingreifen in die Rechte der Dorfschaft Harle vorgeworfen. Die Eingabe zeigt auch, dass das Dorf den halben Nießbrauch des Waldes uneingeschränkt besessen hat.

Die Eingabe lautete wie folgt:

1653 – Beschwerde der Dorfschaft Harle im Amt Felsberg
Bau einer Schießbahn und unberechtigte Holzabfuhr.

Durchlauchtigster hochwohlgeborener Fürst und Herr:

Euere Fürstlichen Gnaden geruhen gnädigst zu vernehmen, daß außermassen die Dorfschaft Harle ein Heckengehölze, (Der Harler Berg genannt) von sehr alten Jahren hiro in eigentlichen Proffes undispuvierlichen gehabt. Dero Gestalt, daß sie jederzeit ohne Zutun und Einreden der Förster das selbe Gehölz willkürlich nach notdürftigen Brennholz unter die Gemeinde dort gegen halben Forst ausgeteilet und abgenutzt, und außerdem sonst niemand nützi-gen starken anzureisen, zu hauen, oder wegzunehmen berechtigt gewesen.

Zu diesem Zwecke hat in jüngster Zeit der Herr Oberförster Rückersfelder zu Homberg einen Platz zur Wildschießbahn zurichten und zu dem Ende ein ansehnliches Gehölz

niederhauen lassen, welches wir dann außerorts – weil es zu Euerer Fürstlichen Gnaden anbefohlen gewesen – gern geschehen lassen. Es hat sich aber unversehens zugetragen, daß Herr Johann Hasse, Pfarrer zu Obermöllrich gestrichen Montages vor Tageszeit, als die Mitnachbarn zusammen abwesend sind in Eueren hochherrschaftlichen Diensten von den Höfen gewesen, mit 15 Wagen unbemerkt in diese Hecken gefahren und das Gehölze de facto entführet mit nachmaligem fürwenden, daß er vom Oberförster in Ausführung seines Gnaden Holzes dort zu berechtigt, und angewiesen worden.

Wenn dann Gnädiger Fürst und Herr es gleichwohl mit diesem Gehölze die obige Bewandnis hat, und dergleichen zumutens worden unseren Vorfahren, noch daß jemals begegnet und uns so vielmehr ein solche wiederige Prozedur uns nicht wenig frommt fürkommt.

Also ersuchen wir Euer Fürstliche Gnaden wir in aller Untertänigkeit, daß arme ohne das hart beschwerte Untertanen bei dieser unserer sehr alten Gerechtigkeit gnädig schützen und handhaben. Auch dem Oberförster befehlen wollen, daß er uns in unserem Besitz rührig bleiben lassen, und mit dergleichen Anweisungen uns zukünftige planen müsse.

Felsberg

*Landgräfliche fürstliche Verwaltung
Untertänige gehorsame, sämtliche Gemeinde der Dorfschaft Harle. Amt Felsberg*

Die Urkunde wurde von Otto Eubel aus der Kanzleischrift in heutiges Deutsch übertragen.

1856 wurden die Rechtsverhältnisse von Forstinspektor Engelhardt zu Homberg in beiderseitigem Einvernehmen schriftlich fixiert.

1870 gibt es in der Dorfschaft 59 Nutzungsberechtigte und 16 Freileute. Jeder der Freileute erhält halb soviel Holz wie ein Nutzungsberechtigter.

Als das Kurfürstentum Kurhessen preußisch wird und in der Folge die „Steinschen Reformen“ umgesetzt werden, beginnen 1874 auf Anweisung der zuständigen Verwaltungsbehörde die Auseinandersetzungsverhandlungen über die Miteigentumsverhältnisse an den herrschaftlichen Waldungen.

1875 beginnen in Harle die ersten Verhandlungen über die Ablösung des staatlichen Miteigentums. Die Nutzungsberechtigten beantragten die Übereignung des staatlichen Anteils durch Geldabfindung. Es wird festgestellt, dass den Freileuten kein Miteigentumsrecht zusteht. Das Verhandlungsergebnis wird in einem Rezess (Vertrag) festgehalten.

Am 23. Dezember 1878 wird der Rezess unterzeichnet und somit werden aus den 59 Nutzungsberechtigten am 01.01.1879 Waldbesitzer. Sie bezeichnen sich fortan als die Waldinteressenten „Harler Berg“.

Die Ablösesumme an den Staat beträgt 4 495,74 Mark. Die Gemeinde bekommt 320 Mark als Ablöse für den halben Holzgulden, welchen die Freileute zu bezahlen

haben. Sechs Jahre später werden die Freileute mit einem Betrag von 5 068 Mark abgegolten. Alles zusammen ein stattlicher Betrag in der damaligen Zeit, den die neuen Waldbesitzer für ihren Wald bezahlt haben.

Der Besitz von Wald ist in diesen Zeiten von sehr großer Bedeutung. An erster Stelle steht die Versorgung mit Brennmaterial. Neben dem Bauholz trägt der Wald auch zur Versorgung des Viehs bei. Waldflächen werden beweidet, Früchte und Laub als Viehfutter und zur Einstreu gesammelt.

Im Lauf der Zeit tritt diese vielfältige Nutzung mehr und mehr in den Hintergrund. Der Wald dient bald ausschließlich als Lieferant für den Rohstoff Holz.

Die Beförderung wird von Beginn an in eigener Regie durchgeführt. Erst nach der Pensionierung von Förster Henkel im Jahr 1969 übernimmt das staatliche Forstamt in Fritzlar diese Dienstleistung.

In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieges hat der Wald in seinem Baumbestand sehr gelitten. Durch Anordnung der damaligen Besatzungsmacht sind große Mengen an Brennholz nach Frankfurt/Main und zu den polnischen Menschen, die auf die Rückkehr in ihre Heimat warteten, geliefert worden. Die dabei abgetriebenen Flächen sind den älteren Harlern noch unter den Bezeichnungen das „Frankfurter-Holz“ und das „Polen-Holz“ bekannt.

In Folge der aufkommenden Öl- und Gasheizungen geht die Nachfrage nach Brennholz mehr und mehr zurück. In anderen Wirtschaftszweigen steigt aufgrund des einsetzenden Wirtschaftswachstums der Bedarf an. Sowohl die Papierindustrie als auch die

Spanplatten- und Bauholzproduktion werden zu den Hauptabnehmern von Industrieholz.

Der technische Fortschritt bringt es mit sich, dass im Jahr 1952 eine 2-Mann-Motorsäge der Firma Stihl gekauft wird.

Bis Ende der siebziger Jahre wird der Holzeinschlag durch die Waldinteressenten selbst vorgenommen. Danach erfolgt der Einschlag von verschiedenen Hauerkolonnen in Dienstleistung.

Nachdem der Rohstoff Holz jahrzehntelang nur eine bescheidene Beachtung gefunden hat, ist er mit der Diskussion um den Klimawandel zu einem etablierten Energielieferanten aufgestiegen. Das hat dazu geführt, dass Holz zunehmend als Brennmaterial in Biomassekraftwerken oder für den privaten Hausbrand zur regenerativen und CO₂-neutralen Energiegewinnung genutzt wird. Auch das Erbringen immaterieller Leistungen wie die Erhaltung des Waldes, insbesondere als Schutz- und Erholungsraum, hat an Bedeutung zugenommen.

Im Verlauf der Jahre haben sich die Waldinteressenten Harle zu einem modernen Betrieb entwickelt. Neben der klassischen Aufarbeitungsmethode kommen heute auch moderne Harvester und Rückezüge in unserem Wald zum Einsatz. Das Produktspektrum ist breit gestaffelt. Sowohl die Holzverarbeitende Industrie als auch der Energieholzmarkt wird mit einer vielfältigen Produktpalette beliefert.

Das Bestreben der Waldinteressenten Harle ist es, den Wald am Harler Berg „nachhaltig“ zu bewirtschaften und ihn für kommende Generationen als nachwachsende Rohstoffquelle zu erhalten.





Heinrich Jäger, Willi Gude, Dieter Lohr, Friedhelm Abel, Hans Schmidt, Otto Hoppe, Heinrich Eubel, Joh. Dünz bach, Heinrich Fackiner, Willi Ebert, Heinz Besse, Erwin Hoffmann, Otto Ast, Georg Brandau, der alte Schlägel, Karl Sämmler.



Die neue Zwei-Mann-Motorsäge von Stihl. Auf dem Bild erkennen wir von links Heinrich Eubel, Heinrich Wiegand und Karl Sämmler.



Ein moderner Ketten-Harvester im Winter 2008 im Harler Wald bei der Aufarbeitung von Laubholz.

Harler Knecht

In Harle gibt es seit Jahrhunderten eine Mühle und es gab zwei Straßenbaufirmen, die Firmen Gerhardt und Clobes.

Es war im Oktober 1971 an einem Nachmittag. Ich grub Mist unter im großen Pfarrgarten. Mitten in dieser Tätigkeit unterbrach mich die Aufforderung meiner Mutter, die auf Besuch war, ich solle sie nach Niedermöllrich zu Bekannten fahren. Ich ließ also den Mist liegen, holte meinen VW-Käfer, lud die Mutter ein und fuhr los, so wie ich war, mit Miststiefeln und einer alten Jacke. Unterwegs fiel meiner Mutter ein, dass ein Strauß Blumen die Bekannten wohl erfreuen würde. Wir fuhren also nach Wabern. Dort

war ein kleiner Blumenladen. Den betrat ich so wie ich war. Als bald erschien ein älterer netter Herr, erfragte meinen Wunsch und holte Papier, das er auf den Ladentisch legte. Mir entgingen seine heimlich musternden Blicke nicht. Er legte die erste Nelke auf das Papier, zögerte etwas, als ob er noch überlege, und dann fragte er: „Spräch moh, wo bäst du dann her?“ Ich antwortete: „Aus Harle!“ Ungläubig fragte er zurück: „Üs Harle? De Harler kenn ich doch. Bäst du dann irjend in der Melle der nüje Knächt?“ Und dabei legte er die zweite Nelke aufs Papier.

„Nein, ich bin nicht der neue Knecht in der Mühle.“ „Bäst du irjend bie Gerhardts?“ – Die dritte Nelke kam aufs Papier.

„Nein, ich arbeite nicht bei Gerhardts.“

Behutsam deponierte er die vierte Nelke neben die drei anderen und fragte geduldig weiter: „Oder bäst du bi Clobes ohnjestaht?“

Als ich auch diese Vermutung nicht bestätigte, da fragte er etwas ungeduldiger: „Kärle, nu spräch doch moh, wär bäst du dann ejentlich?“

Der Wahrheit gemäß antwortete ich ihm: „Ich bin der neue Parr in Harle!“

Erschrockene Augen musterten mich ungläubig, die fünfte Nelke nebst einigen Zweigen Asparagus wanderten ins Papier. Ich bezahlte und hinterließ einen lieben Menschen, der mir staunend und leicht kopfschüttelnd nachsah. *Hans-Helmar Auel*

